FILOSOFISCHE ANSICHTEN.

Von

Carl Gustav von Brinckmann.

Erster Theil.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander
1806.

An

FRIEDRICH HEINRICH JACOBI.

Bayerische
Staats...

„Kehrest Du nie aus der Ferne zurück zu dem Freunde, der nicht mehr
Lange der Sonne sich freut? dem wankende Schatten den Abend
Kündigen, schöner die Nacht, die mit heiligen Sternen geschmückte!
Dafs wir mit weisem Gesprach der Empfindungen lieblichen Einklang
Wecken am gastlichen Heerd, und mit fröhlichem Ernste des Abschieds

Becher den Chariten weihn, den Vertraulichen! — eile noch Einmal,
Der Du mich liebst, an des Liebenden Brust, die mit leiserem Puls schon
Klopfet, mit zartanklingendem noch, bis des geistigen Lebens
Stralender Funke sich lös't aus der Urn' einsinkender Asche." — —

Also riefst du mir jüngst, dem Verlangenden. Aber am Felsstrand
Weilt' ich des tosenden Meers, in die Fremde gebannt; wie des Nachhalls
Luftige Stimme verklang Dein hold einladender Gruſs mir.
Einsam, Keiner vernahm des Geächteten Klage, beschwur ich
Feindliche Götter umsonst; nicht wurde vergönnt mir die Heimkehr.

Plözlich erschien dem Verwaisten, aus dunklem Gewölk sich enthüllend,
Welche verklärte Gestalt? Auf leuchtete rings der Gesichtskreis,
Fern hin rauschte der Sturm, die Gestad' umspielte der Westhauch.

„Kennst Du die Trösterin nicht?" — so sprach die melodische Göttin —
„Welche den Zweifelnden oft mit der Selbstkraft Zauberägide
Wapnete, dafs kein Kampf ihn entwürdige; dafs er dem Schicksal,
Wann es den Sterblichen prüft, mit erhebendem Troz der Entsagung
Huldige, nicht mit zürnendes Grams ohnmächtigen Thränen!
Heitre den Blick! Dir sei die vergängliche Welt, der Erscheinung

Fabel, die wirkliche nicht! Auf schwinge
mit kühnem Entschluſs Dich
Über die Fluten der Zeit! und dort, wo
ein seliges Eiland
Schwebet im leuchtenden Raum des Un-
endlichen, bilde die Heimat,
Die du auf Erden verlorst! Mit Gebet dort
feire des Weltalls
Ewigen Geist, mit der Laute Gesang die
Penaten des Herzens!" —

So die Besänftigerin dem Verzagenden.
Aber gestärkt schon
Blickt' ich, und fröhlicher Ahndung, em-
por; Heil! rufend, erkannt' ich
Jene des himmlischen Chors, die dem Wahr-
heit durstenden Pilger
Einst in den Lorbeerhainen Eutins, dem
Erquickten, der Andacht

Und der Begeisterung Kelch darbot, die
Vertraute Jacobis!

Ihr denn fleht das versöhnte Gefühl
auch in Wüsten des Lebens,
Unter Ruinen des Glücks. Sie deute der
kindlichen Sehnsucht
Fernen Gesang Dir, Vater und Freund!
Sie schmeichle der Heimat
Süfsen Genufs dem Verbannten zurück, und
zünde die Opfer-
Flamme des keuschen Altars, der Dir und
den Chariten lodert.

INHALT.

I. Filosofie . . . . S. 1 — 62
II. Religion . . . . — 63 — 145
III. Das Christenthum — 146 — 176
IV. Moral und Sittlichkeit . . . . . — 177 — 212
V. Ausbildung . . . — 213 — 260
VI. Der höhere Standpunkt . . . . . — 261 — 297
VII. Lebensansichten — 298 — 369

FILOSOFISCHE ANSICHTEN.

I.

FILOSOFIE.

„Mentis tuae et totius Mundi filia Philosophia in te ipso est. Nondum fortasse figurata, sed genitori Mundo qualis erat in principio informi similis. Faciendum ergo tibi est, quod faciunt statuarii, qui materiam exculpentes supervacaneam, imaginem non faciunt, sed inveniunt."

Hobbes

Filosofiren kann keiner frühe genug, nur zögre er, sich in ein System einzuschliessen. Bauen soll man erst wann man reich ist, oder man wird späterhin immer eng

und unbequem wohnen, wenn man es geworden ist. —

An jedem systematisch aufgeführten Lehrgebäude der Filosofie bemerken wir bald eine Menge blinder Fenster, die blofs der Symmetrie wegen angebracht sind. Aus der Entfernung thun diese hinlängliche Wirkung, und es giebt Kurzsichtige genug, welche hiernach die Beleuchtung des Gebäudes im Voraus berechnen. Wer sich dort einmieten will, untersuche jedoch erst von innen, ob die Lichtmasse auch gerade seinen Bedürfnissen und Wünschen gemafs vertheilt sei. Wie oft finden wir alsdann die Fenster zwar hell und hoch und zahlreich genug, aber alle — nach der Nord seite, und die freundlichsten Aussichten gegen Morgen ohne Schonung vermauert.

Um sich emporzuheben über einen angeerbten Aberglauben, oder ein allgemein herrschendes Vorurtheil, wird mehr sittliche Kraft erfodert, als intellektueller Scharfsinn. Der Charakter allein bricht die Ketten, wenn der Geist sich nicht selten begnügt, sie mit Leichtigkeit oder Würde zu tragen. *Sapere aude!* —

Es fehlt Einigen nicht an Sinn für die höhere Wahrheit, nicht an Fähigkeit sie zu erkennen, aber durchaus an Mut, sich es auch nur selbst zu gestehen, dafs auſser ihr nun kein Heil mehr zu hoffen, weder im Himmel noch auf Erden. Und das ist in der Filosofie recht eigentlich eine unglückliche Liebe. Die beruhigende Teuschung ist ihnen schon untreu geworden, und ihr angeregter Geist muſs nun ewig darben, weil das Herz ihm seine Hülfe versagt. —

Wer nicht mit völliger Freiheit aus sich selbst herausgehen kann in die Unendlichkeit, um von dortaus mit ruhigem Bewußtsein durch die Macht des Gedankens seine ganze Sinnlichkeit zu vernichten; wen die Gespensterscheu vor der doppelten Erscheinung seines geistigen Ichs noch zurückschreckt von dem Zauberspiegel der innern Selbstbeschauung — der besizt zur Filosofie weder Kraft noch Beruf. Wer aber nie das Bedürfnis empfindet, aus jener grenzenlosen Fremde dann wieder sehnsuchtsvoll zurückzukehren in die eingefriedete Heimat seines eigenen Herzens — der ist höchstens nur ein spekulativer Filosof. —

Auch in der Welt des Denkens brauchen wir Helden und ruhige Weise. Wem seine angeerbte Hütte genügt, entsage der Spekulazion, die ihn herauslockt auf den

Ozean, um neue Länder zu entdecken. Wer aber dort sich nach Eroberungen sehnt, habe auch den Mut, am jenseitigen Ufer sogleich die Schiffe hinter sich zu verbrennen!

Filosofie vermag keiner dem andern zu lehren. Der Meister kann dem Schüler höchstens gewisse Handgriffe beibringen, die ihm das Selbsterfinden erleichtern. Der Stahl schlagt die Funken aus dem Stein heraus, nicht in ihn hinein. —

Bei Erfindung, ja schon bei der blofsen Erlernung eines filosofischen Systems, unterscheiden sich die synthetischen Naturen sehr auffallend von den analytischen. Die leztern sc' e i n e n gemeiniglich konsequenter, weil sie ärmer an Bedürfnissen des Herzens nur ein beschränkteres Gebiet von Verstandesbegriffen schneller und ungestörter

umspannen. Die ersteren gerathen bald in Verlegenheit aus Reichthum, und der Filosof kann in ihnen nie vollendet werden, bis es der Mensch, wenigstens in einem vorzüglicheren Grade, schon ist. Annehmen, sich aneignen, in sich verpflanzen, können sie eigentlich kein fremdes System. Nur Samen mögen sie auffassen, der dann in ihrem Innern nach und nach von selbst aufsprieſse und gedeihe. Langsamer, aber selbstandiger arbeiten sie sich überall, ohne Hülfe des ihnen von Ariadnen dargebotenen Fadens, aus dem Labyrinthe der Spekulazion ins Freie. Nicht Mangel an Abstrakzionstalent, sondern gerade eine höhere, den gesamten Menschen umfassende Kombinazionsfähigkeit verhindert sie mit dem blosen Kopfe zu filosofiren. Sie mussen ihr System immer eben so sehr zusammenempfinden, wie zusammendenken, und

als das ihrige erkennen sie es nur alsdann, wann es ihnen gewissermafsen „an das Herz gewachsen" ist. Aber daher fürchten sie auch nie, dafs irgend eine sich selbst isolirende Filosofie ihnen etwas Wesentliches raube. Denn was so locker und willkührlich sich angefügt hatte an die ihrige, dafs es sich wieder ablösen liefse durch blofsen Scharfsinn der Spekulazion, das gehörte ihnen eigentlich nie an. Ihr beweglicheres, Gedanken und Empfindungen zugleich ergreifendes System gleicht weniger einem genialisch entworfenen und vollendeten Kunstwerk, als dem natürlichen Organismus eines menschlichen Körpers. Ihm genügt weder Gesezmafsigkeit noch Schönheit der Form; lebendige Persönlichkeit mufs aus ihm athmen, oder die reizende Gestalt selbst löset sich wieder auf in eine todte, formlose Masse. —

Auch in der Filosofie giebt es Gläubige, die ein System oft recht gut verstehen, ohne es zu begreifen, und dann werden sie gewöhnlich die rüstigsten Kontroverspredigter ihrer Sekte. Ob auf diese Weise an die Kirche geglaubt werde, an Luther, oder an Fichte, macht in filosofischer Rücksicht durchaus keinen Unterschied.

Bitter und ungerecht hingegen hat man über Lavaters „Schnellgläubigkeit" gespottet, als über einen blosen Eufemismus der unmündigen Leichtgläubigkeit. In so fern Glaube, lebendige Überzeugung von einer geprüften, tief empfundenen Wahrheit, gerade die Gediegenheit des Charakters von jener schwankenden Neutralität des Verstandes unterscheidet, bei der man für nichts Partei nimmt, weil man von nichts kraftvoll überwältiget wird; in so fern eine

geläuterte Glaubensfähigkeit nicht Schwäche des Denkvermögens beweist, sondern Genialität der sittlichen Vernunft — ist auch die Schnellgläubigkeit ein beneidenswerthes Talent sowohl des Geistes als des Herzens. Es ist die Fähigkeit — nicht sogleich für wahr zu halten, was uns dargeboten und gepriesen wird als wahr, sondern gleichsam mit poetischem Takt und zartem Scharfsinn auch unter der fremdartigsten Hülle nur das Wahre schnell zu erfinden und anzuerkennen. Sie wirkt bei Gegenständen der Philosophie, nicht minder als im Umgange mit Menschen, völlig wie das Geschmacksurtheil des Virtuosen bei Werken der Kunst. Sie ist dort und hier in ihrer Vollendung das gemeinschaftliche Resultat glücklicher Naturanlagen und eines geübten Studiums. Auch da, wo sie als Inspirazion zu wirken scheint, läßt sie sich überall rechtfertigen

vor der strengsten Kritik, auf deren Wagschale nicht ein schnell motivirtes, sondern nur ein schlecht begründetes Urtheil zu leicht erfunden wird. —

Verachtliche Impotenz des Geistes verräth am ersten jener taktlose Skeptizismus, der durch jedes unumwundene Ja! sich etwas zu vergeben fürchtet, und der es wohl nie ahndete, dafs jener wohlfeile, wegen seiner Klarheit so gepriesene Unglaube der Modernen gar selten etwas Besseres sei, als ein umgekehrter, schon abgetragener, Aberglaube, dessen buntere Farben nur allmahlich verschossen sind. —

Alles Erforschen der Wahrheit hebt mit dem Zweifel an; doch nur mit jenem kraftvolleren, der den Geist zwar durchbricht und zerwühlt, aber wohlthätig, wie die Pflugschar den Acker, um ihn

erst aufzulockern und empfänglich zu machen für die fruchtbarste Besamung.

Filosofisches Studiren ist kunstmäßige Anstrengung und Kultur des Denkens. Sein Zweck ist, die Muskelkraft des Geistes völlig auszubilden bis zu dem Grade, der seinen Naturanlagen erreichbar ist, und bis wohin sich ohne diese gymnastische Übung auch die trefflichsten Köpfe nur selten, oder niemals erheben. —

Mit dem Übermächtigen soll der Geist ringen, wie Jakob, bis die Morgenröthe anbricht, ob auch die Sinnlichkeit dabei erlahme. —

Die Wahrheit mag zufällig wohl auch derjenige bisweilen finden, der sie nicht suchte; aber dann erkennt er auch nie den Werth dieses Schatzes, und vertauscht ihn leicht wieder gegen gehaltlose Kiesel-

nigkeiten, ohne seinen Verlust zu empfinden.

Filosofischer Geist bewahrt sich weder durch spekulativen Scharfsinn überhaupt, noch durch isolirte Abstrakzionsfähigkeit, sondern einzig durch das nie verleugnete Bedürfnis einer allgemein durchgreifenden Konsequenz. Nicht etwa ein blofs mathematischer Methodismus des Denkens, sondern selbst ein in sich gegründetes System der Metafysik kann in einem unfilosofischen Kopfe mit dem empörendsten Religions-Aberglauben, oder jedem andern, völlig parallel laufen. Die Widersprüche zwischen beiden werden dann nicht aufgelost oder geschlichtet, sondern, je nachdem der Kopf starker ist oder das Herz, bald von jenem unterdrückt, bald von diesem beschwigtiget. Der sittliche Charakter bleibt

in dem glücklichsten Fall unabhängig von der Spekulazion; nicht selten wird er, bei einem geringeren Grade angeborner Energie, durch sie entnervt oder verkrüppelt. Mit echt filosofischen Geistesanlagen hingegen ist jener Parallelismus durchaus unvereinbar. Nicht blos der abgesonderte Verstand, sondern der gesamte Mensch strebt alsdann nach Einheit; und der kann sich nicht beruhigen, bis er für Denken, Empfinden, Handeln und Sein ein gemeinschaftliches Gesez entdeckt hat. Sei die Periferie seines intellektuellen Zirkels zufällig weiter oder enger — nach dem Mittelpunkt ist überall sein Scharfblick hingerichtet, weil ihm nur die Radien, nicht die Sehnen, als filosofische Linien gelten.

Diesen Geist verräth schon, wer nur die Schwierigkeiten bestimmt aufzustellen vermag, deren Lösung der Spekulazion

zugemutet werden darf, wer als ein Denker zu fragen verstcht; gesezt er besäfse auch weder Talent noch Übung genug, um jene Antworten selbst zu erfinden. —

Konsequenz der Ideen macht den filosofischen Kopf, aber nur Konsequenz des Willens den filosofischen Charakter.

Die freieste Geisteskultur bereichert zwar nicht unsre Empfindungen, aber sie erlöst sie von dem Gängelbande wohlmeinender Vorurtheile; sie giebt ihnen einen weitern Spielraum, und rettet schon dadurch manche zarte Natur von der Gefahr, unter dem Druck eines beschrankenden Systems unwillkührlich zu verkrüppeln. —

Der Mann von Charakter langt auch wohl in den schwierigsten Fällen mit einer fragmentarischen Filosofie aus; der grofste Filosof nie mit einem fragmentarischen Charakter. —

Von

Von Natur hatten Manche vielleicht Kraft genug, in der Filosofie weiter zu kommen, wenn sie nicht bei dem ersten Grenzpfahl, der ihren Verstand stuzig macht, sogleich umkehrten. Je ofter sie dies fortsezen, desto schneller wird ihr Geist, der anfangs nur scheu war, völlig widerspenstig, und alsdann ist an kein Olympisches Wettrennen mehr zu denken. —

Die Meisten wählen ihre Grundsäze gerade so vorsichtig, wie ihre Freunde — nur solche, die ihren Leidenschaften schmeicheln, oder zu ihren Verhältnissen passen. Der Filosof zeugt die seinigen, wie seine Kinder. Auf eine sentimentale Übereinstimmung derselben mit seinen Privatneigungen kann er im voraus nicht rechnen. Auch macht er ihnen über eine entgegengesezte Tendenz durchaus keine Vorwürfe, wenn

sie sich sonst nur als kraftvolle und selbständige Naturen legitimiren.

Diese Liberalität des Gemüts ist nicht das endliche Resultat, sondern die vorläufige Bedingung alles aufrichtigen Filosofirens.

Was die gewöhnlichen Menschen ihre Grundsäze nennen, sind in der Regel nur versteinerte Vorurtheile: bisweilen angeschliffen an irgend einer Ecke, um zu beweisen, dafs sie Politur annèhmen und folglich echter Marmor sind, obgleich der Filosof eben dadurch die Holzadern nur um so deutlicher erkennt.

Immerhin mögen Unwissenheit und Eigendünkel spotten über den „schauderhaften Tiefsinn" des spekulativen Filosofen, der gerade um sie zu bekehren seine Zeichen und Wunder nicht verschwenden möchte. Wer von dem Ozean der Wissenschaft und

der Erkenntnis nichts begehrt, als einige bunte Muscheln, welche die Ebbe hier und da zurückliefs am trockenen Ufer, braucht sich die Füfse freilich nicht zu benezen. Aber der Perlenfischer mufs hinabtauchen bis auf den dunkeln Abgrund des unermefslichen Meeres, und der freundlichen Beleuchtung der Oberwelt entsagen, bis er fröhlicher wieder emporsteigt mit seinen erbeuteten Schäzen. —

Erfinden kann freilich die Filosofie eben so wenig neue Wahrheiten, wie die Astronomie neue Sterne. Aber um manche der bisher verborgenen zu entdecken, dazu erfand von jeher die Spekulazion scharfsinnige Systeme, kunstmafsiger zusammengefügte Teleskope.

Mit dem gutmütigen Völkchen, dem sein privilegirter Hauskalender genügt, lebt der höhere Astronom in dem freundlichsten

Vernehmen. Aber auf seine Hochachtung dürfen doch wohl jene wissenschaftlichen Stuzer keinen Anspruch machen, die, prahlend mit ihrer zufälligen Kentnifs einiger überall vorstralenden Sternbilder, nun höhnend und übermütig das gleich-ewige Dasein aller derjenigen ableugnen, welche sie mit ihrer eleganten Opernlorgnette nicht zu erschauen vermögen. —

Wenn man den armseligen Verfechtern der gemeinen Empirie doch begreiflich machen könnte, dafs die Filosofie als Wissenschaft ihnen durchaus nicht näher liegt, als die höhere Taktik, oder jede andre ihnen noch fremdere Kentnifs! Wenn man sie doch Einmal darüber beruhigen möchte, dafs jene „mathematischen Grübler," welche über die Vervollkommnung des Mühlenbaues theoretisch spekuliren, durchaus nicht die Absicht hegen, den Strom der Erfahrung

abzugraben, der so wohlthatig ihre Mühlräder umtreibt, noch weniger den Wunsch, ihnen den Mehlhandel zu verkummern. —

Die höhere Filosofie schleift Ferngläser für den intellektuellen Astronomen, und lafst sich ruhig darüber Vorwürfe machen, dafs sie nicht lieber Konservationsbrillen verfertige für die Blodsichtigen des Geistes. —

Ihr räsonirt als feingebildete Popularfilosofen nicht blofs angenehm und leicht, sondern oft auch richtig und treffend; aber ihr ahndetet vielleicht nie, dafs alles praktische Rasoniren überhaupt sich zur echten Filosofie ungefahr so verhalte, wie Geldzahlen zur Algebra. Oder erscheint euch dieso vielleicht verachtlich, weil sie sich, im Sinne des Geldwechslers, mit keinen Realitaten beschaftigt? —

Ueberall beurtheilt ihr den Werth und die Wahrheit der höhern Filosofie nach ihrer

zufälligen Übereinstimmung mit irgend einer durch Verjährung sankzionirten Dogmatik eurer bürgerlichen Satzungen — und wähnt euch dabei immer noch klüger als eure gutmütigen Vorfahren, welche die Astrologie für Sternkunde hielten. —

Dem Unbefangenen scheint es eben nicht leicht zu begreifen, was der Idealismus, als filosofische Vorstellung von Gott und dem Weltall, den Staat oder die Kirche angehen soll. Beide haben doch nur mit einer privilegirten Religion und einer traktatenmäfsigen Weltordnung zu thun, welche der spekulative Filosof, als solcher, eben so wenig in sein Gebiet hinüberzuziehen trachtet, wie die Wapenkunde, oder die Genealogie. Alle jene gefährlichen, die Sitten und die bürgerliche Ordnung zerstörenden Folgerungen, welche manche unberufene Zionswachter dem transzendentalen Idealismus aufbür-

den, liefsen sich vielleicht ohne gröfsern Aufwand von Scharfsinn und Bofsheit eben so richtig herleiten aus den theoretischen Grundsazen der unschuldigen Optik. Wenn ein junger Fähnrich unter dem Vorwande, „die Farben seien an sich nichts Reelles, sondern ein blofser, durch prismatische Stralenbrechung bewirkter Schein," mit einem grünen Rock, statt eines blauen, auf der Parade erschiene, so würde er, wie billig, mit Arrest bestraft; aber nicht wegen seiner optischen Kentnisse, sondern wegen ihrer ordonanzwidrigen Anwendung auf seine Toilette. Der Fall ist vermuthlich noch nie eingetreten, und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs der Realismus der politischen und militarischen Subordinazion von den idealistischen Spizfindigkeiten der Fichteschen Filosofie eben so wenig zu befahren hat. —

Von dem Staat und der Kirche verlangt die Filosofie überhaupt nichts, als warum Diogenes den Alexander ersuchte: „ihm ein wenig aus der Sonne zu gehen." —

So lange aber selbst Moral und Religion von Regenten und Staatslehrern noch betrachtet werden als integrirende Theile einer wohlorganisirten Polizei, als Supplemente zum Kriminalkodex für aufserordentliche Falle, oder als geheime Instrukzionen für das Pupillenkollegium bei Verwaltung des geistigen Vermögens noch unmündiger Staatsbürger — darf freilich der Filosof sich nicht eigentlich beklagen, wenn seine freimütigern Untersuchungen über jene Gegenstände von der politischen Behörde, wenigstens als Hasardspiele, geahndet werden. —

Der „gesunde Menschenverstand" ist ein sehr wohlthatiges Surrogat der Filosofie für alle diejenigen, die weder Beruf

noch Talent haben zur Spekulazion. Was aber der Wissenschaft zum Troz gemeiniglich so genannt wird, ist selten etwas anders, als gemeine Unvernunft, so lange filtrirt, bis sie klar und dünne, aber eben dadurch auch für den Filosofen und das Volk gleich ungenieſsbar geworden. —

Alle praktischen Resultate der Filosofie bleiben ewig die nehmlichen. Es sind die Schlufsreime, welche der sittlichen Menschheit allein übrig geblieben von dem früher verklungenen Gedichte des Universums. Dies wieder herzustellen durch einfachere oder wizigere Ausfüllung der Mittelzeilen, ist seit Jahrtausenden die Bemühung der Spekulazion. Wohlthatig für die menschliche Ausbildung ist jeder dieser Versuche, der die Resultate des tiefsten Nachdenkens auf irgend eine neue Weise in Harmonie bringt mit den unerschütterlichen Grund-

wahrheiten einer allgemeingültigen Moral. Verdachtig ist das scharfsinnigste System, wenn es, zusammengehalten mit jenen, durchaus keinen, die Bedürfnisse der innern Menschheit befriedigenden Sinn bildet.

Um mit jemanden zu kämpfen, müssen wir wenigstens beide auf gemeinschaftlichem Boden stehen. Die Filosofen und ihre Antagonisten befinden sich gewöhnlich auf gegenseitigen Ufern eines Grenzstromes, und können einander ihre Beleidigungen folglich nur — zuschreien.

Jener gemeinschaftliche Boden ist einzig und allein die Wissenschaft. So lange der Filosof hier festen Fuss behält, kann ihm auch die geistreichste Polemik aus einem fremden Gebiet her nichts anhaben. —

Alle systematische Unfilosofie beruht auf der Kunst „verkehrt zu rasoniren," wel-

ches in der Regel immer eine Art von gelehrter Bildung beweist, und daher heut zu Tage gewöhnlicher ist, als ehemals. Der Naturalist rasonirt gemeiniglich richtiger, oder gar nicht. —

Die Filosofie raube dem Lahmen seine Krücke, dem Kurzsichtigen seine Brille? Das darf die kühnste, das will die aufrichtige niemals. Aber was eifert ihr, wenn sie die Krücken nur untersucht, den Hulfsbedürftigen warnt, sich nicht auf ein Rohr zu stützen, und den Kurzsichtigen belehrt, dafs ein beständiger Gebrauch der Brillen sein Gesicht nur noch mehr schwache? —

Wer aufmerksam darauf macht, dafs ein Geldwechsler euch bisher mit falscher Münze bezahlte, bereichert euch freilich nicht für den Augenblick, aber vielleicht für die Zukunft; und ihr wolltet ihn noch verantwortlich machen für euern erlittenen Verlust? —

Faustin und ähnliche Spottschriften auf unser „filosofisches Jahrhundert" bestätigen ganz vorzüglich, was sie zu bestreiten unternahmen. Gerade die Art von Inkonsequenz und Unfilosofie, die unsre Zeiten charakterisirt, und der Unwille, mit dem man sie allgemein rügt, beweisen das Dasein einer Gährung, die nur daher entstanden, dafs mehr Filosofie als bisher in die Masse der menschlichen Vorurtheile geworfen ward. Mit unserer Weisheit ist es noch nicht weit her; unsre Tendenz nur strebt unaufhaltsam gegen ein höheres Ziel.

Aber unmäfsig, wie freigelassene Kinder, eilen wir noch überall, in der Filosofie, wie in der Politik, die Früchte der Wahrheit zu genieſsen, ehe sie reif geworden, und befinden uns hernach selten dabei wohl.

Die Systeme der spekulativen Filosofie sind Schaumünzen und Kabinetsstücke des Verstandes; gemeiniglich zu kostbar und zu selten, um den Geldumlauf des praktischen Lebens zu befördern. Sie beweisen mehr die Liebhaberei und den Kunstgeschmack ihres Besizers, als seinen eigentlichen Reichthum. —

Die ausschliefsende Vorliebe, womit einige so genannte gute Kopfe ein eben herschendes System als das „alleinseligmachende" ergreifen und predigen — beweist gewöhnlich, dafs diese Neubekehrten selbst wohl kaum Scharfsinn genug gehabt hätten, irgend eine Lücke in den bisherigen Lehrgebauden zu entdecken, oder nur zu ahnden. Das Schazgraben ist ihre Sache nicht, nur das Heimbringen des ihnen anvertrauten geheimnifsvollen Kastens, er sei leer oder voll, und zwar unter höh-

nischen Triumfgesängen gegen die Ungläubigen. —

Manche sich sehr schlau dünkende Dogmatiker halten es für das Zuträglichste, ihre Wahrheit durch einen gewissen kastrirten Skeptizismus, nicht sowohl zu vertheidigen, als bewachen zu lassen. Bis an die Grenzpforte ihres Serails bestreiten sie nicht ungern mit dem zweifelsüchtigsten Scharfsinn jede Möglichkeit einer befriedigenden Überzeugung; aber nur, um eben dadurch die Nothwendigkeit zu beweisen, sich innerhalb der sieben Thürme zu retten, und dort den so eben erprobten Übermut jenes rüstigen Kämpfers durch einen thätigen Exorzismus zu bannen. Paskal unter andern, und ähnliche Vertheidiger der Kirchendogmatik, sind durch diese Eunuchentheorie berühmt geworden: wenn solche gleich eben so viel Mistrauen zu verrathen scheint

gegen ihre eingekerkerte Sultanin, als Hafs gegen ihre Verführer. —

Die meisten regierenden Filosofen gewöhnen sich gar zu bald, wie schlechte Fürsten, den Staat, dem sie vorstehen, nur als einen Appendix zu ihrer persönlichen Wichtigkeit zu betrachten; anstatt dafs die besseren unaufhörlich daran arbeiten, sich selbst und ihre Administrazion entbehrlich zu machen. —

Zu irgend einem Lieblingsfilosofen und zu dessen System haben die Menschen in der Regel ein eben so unmotivirtes Zutrauen, wie zu ihrem Hausarzte. Das Merkwürdige ist nur, dafs ein Zutrauen der Art auch nicht selten dem Filosofen schmeichelt, und von ihm wenigstens unter die subsidiarischen Beweise seiner Vortreflichkeit mitgezählt wird. —

Die meisten filosofischen Systeme sollten nur beurtheilt werden als Reisebeschreibungen durch das unermeſsliche Gebiet des Denkens. Die geistreichsten lehren uns auch hier nicht immer am zuverlässigsten das Land kennen, wohl aber ihren Verfasser; und es ist unsere eigene Schuld, wenn wir alsdann nicht mit einiger Zuversicht vorausbestimmen können, was gerade ein solcher Beobachter treu oder schief gesehen haben muſs.

Die Filosofie wirkt selten als ein moralisches Arzneimittel, aber immer als fortgesezte Seelendiät. Sie thut keine plözlichen Wunder zur Heilung eines kranken Gemüts, aber sie macht solche überflüſsig, indem sie der Krankheit zuvorkommt, oder indem sie der sittlichen Konstituzion des Menschen schon im Voraus Starke genug

ertheilt, um auch eine heftige Erschütterung glücklich zu überstehen.

Die harmonisch ausgebildete Weisheit des Geistes und des Herzens ist von stoischer Gefühllosigkeit eben so weit entfernt, wie von leidenschaftlicher Schwäche. Sie wählt nicht den Augenblick des Unglücks, sondern die Jahre des ruhigen Genusses, um uns wohlthätig zu belehren über den eigenthümlichen Werth alles dessen, was wir besitzen und verlieren können. Sie erkennet im Menschen noch etwas Höheres und Heiligeres als den isolirten Despotismus der Kraft; und sie veredelt den ruhigen Schmerz bei moralischen Leiden eben so sehr, wie die heitre Entsagung bei dem Verlust von Glücksgütern oder Aussichten des Ehrgeizes. Wie Poesie und bildende Kunst, verschönert auch sie den Ausdruck der Leiden, und idealisirt den Dulder zu

einem unsre Ehrfurcht erweckenden, nur dem Schicksal unterliegenden Heros.

Den Dürftigen, den unschuldig Verbannten, den grausam Unterdrückten, der schon zu wanken beginnt im Kampfe mit einem übermächtigen Verhängniſs, unterstützt sie mit der ganzen Zauberrüstung des sittlichen Stolzes und des erhebenden Selbstvertrauens. Dem Liebenden, der trostlos an Urnen weint, oder an Denkmalen der Trennung — nur dem reicht sie wehmütig den Schleier eines mildernden Mitleids. —

Je zarter und edler unsre Empfindungen sind, desto nothwendiger wird es, sie gewissermaſsen durch das Denken zu legiren, sie mit Ideen zu versezen, um ihnen Festigkeit und Dauer zu verschaffen. Überall, wo die besten Menschen durch die wunde Reizbarkeit ihrer sittlichen Gefühle unglücklich oder unzufrieden werden mit

der Welt und mit ihrem eigenen Herzen, fehlt es ihnen an jener verhältnifsmäfsigen Mischung homogener Metalle. Das Jungferngold ist zu fein, nicht blofs um als umlaufende Münze ausgeprägt, sondern selbst um zu Trauringen verarbeitet zu werden. —

Das Gefühl strebt auch bei der tiefsinnigsten Spekulazion immer nach dem Mittelpunkt; der blofse Verstand nach der Periferie; die in sich vollendete Filosofie mufs den ganzen Zirkel ausfüllen und umspannen. —

Über viele Gegenstände denkt man korrekter mit dem Kopfe allein; über die wichtigsten nicht blofs freier, sondern auch gründlicher mit Hülfe des Herzens. —

Nur ein Charakter, bei welchem Gefühl und Fantasie durch Besonnenheit des Geistes im Gleichgewichte erhalten werden, ist überall des edelsten Enthusiasmus fähig,

und doch vollkommen gesichert gegen jede gehaltlose Schwärmerei.

Diese leztere entsteht am häufigsten, wo eine regellose, oft kalte Fantasie schwächer ist als die Vernunft, aber stärker als das Gefühl. Wo hingegen das Herz dem Kopfe zwar nicht gewachsen, aber doch kraftvoller und thätiger ist als die Einbildungskraft, da ersezt auch bei der daraus entspringenden Schwärmerei die Wahrheit und die Wärme der Empfindung den Mangel einer gesezmäßigen Form.

In der Religion waren von jeher alle trübsinnigen Insurgenten gegen die Gesezherschaft der Vernunft, alle blutdurstigen Verfolger, nicht, wie die Mystiker, liebenswürdige Schwärmer, sondern hartherzige Fantasten. —

Schwärmerei ist ein abspannender, oft krampfhafter Fiebertraum des Geistes; En-

thusiasmus ein erquickender Morgenschlummer, sich seiner lieblichen Träume schon bewufst, und folglich dem Erwachen nah.

Die höhere Poesie ist mit der echten Spekulazion so wenig in Widerspruch, dafs diese vielmehr durch die erstere allein jenes frische, jugendlich blühende Kolorit erhält, welches die regelmäfsige Bildung einer Platonischen oder Jacobischen Muse auf eine so anziehende Weise noch erhöht. Aber mit diesem lebendigen Ausdruck einer kraftvollen Gesundheit darf jene poetische Schminke nicht verwechselt werden, wodurch manche sogenannte Popularfilosofie die verzerrten Gesichtszüge und die kränkliche Fieberblässe ihrer frostigen Vernunft vor unmündigen Liebhabern zu verbergen sucht. —

Die Natur der Sprache, durch welche doch alles menschliche Denken allein möglich wird, beweist hinlänglich, wie wenig unsre Vernunft sich ohne Poesie zu behelfen vermag. Nur unter der körperlichen Gestalt eines Bildes oder einer Metafer offenbart sich ja die Seele des Gedankens auch in der dürftigsten Prosa. Alle wissenschaftliche Spekulazion ist mehr oder weniger eine metafysische Anatomie, welche jenen gröbern Organismus zu vernichten strebt, um irgendwo den Siz des verborgenen Lebensprinzips zu entdecken. Aber die abstrakteste Idee bleibt immer noch figürlich, und wir mögen wohl in einem recht filosofischen Sinne den Scherz des Komikers umkehren, und uns aufrichtig darüber verwundern — nicht dafs wir so lange „Prosa gesprochen," sondern dafs wir „unaufhörlich dichten, ohne es zu wissen." —

Die Töne könnt ihr nicht durch Worte beschreiben, wohl in Noten sezen für Musikverstandige. So wagt es denn auch nicht, die Empfindungen in Begriffe aufzulösen für den Verstand, und begnügt euch, daſs die Muse durch ihre heilige Bilderschrift sie dem Herzen versinnliche.

Jede Filosofie, die sich mit den bloſsen Formen des Verstandes begnügt, enthält, wie die Schrift der alten Hebräer, nur stumme Konsonanten der Weisheit. Die lebendige Zunge des Menschen vermag sie gar nicht auszusprechen, bis das Herz ihnen die Vokale unterlegt. —

Wie mancher genialische Filosof thut nicht freiwillig Verzicht auf das unbeneidete Talent, die Geheimnisse der innern Menschheit, ihre rathselhafte Sehnsucht und ihre magische Liebe, kunstmaſsig zu verdürftigen durch willkührliche Zeichen

einer spizfindigen Scholastik! Mit oder ohne seine Schuld bleibt er ewig unverständlich für die Buchstabenfilosofen der Schule, während überall aus seinen scharfsinnigen Weissagungen die allgemeingültige Natursprache des Herzens, unterstüzt von dem Geberdenspiel einer jugendlich regsamen Fantasie, jedes ungeschwachte Gefühl und jeden unverbildeten Geist eben so lieblich als kraftvoll anspricht.

Es geht ihm oft mit seinen Bemühungen, auch jenen engbrüstigen Schriftgelehrten ein Genüge zu leisten, wie einer liebenswürdigen und grosen Schauspielerin, die, um den Zögling des Abbé de l'Epée allgemeinverständlicher darzustellen, vorher das Institut der Taubstummen mit bescheidener Lernbegierde besuchte. Sie überzeugte sich bald, dafs eine willkühr-

liche Ziffernsprache den rührenden Sinn dieser Rolle ihren gesund organisirten Zuschauern nicht verdeutlichen würde, sondern verkünsteln. Und mit oft erprobtem Vertrauen auf die Eingebungen ihres Genies versinnlichte sie nachher auch die feinsten Abschattungen jener wortlosen Beredsamkeit mit einer so treffenden und schönen Wahrheit, dafs bei ihrem hinreifsenden Spiele kein Herz unbewegt blieb, kein Auge ohne Thränen — wenn nicht etwa die Vorsteher jenes Instituts mit harmlosem Bedauern die Achsel zuckten über den Eigensinn ihrer ungelehrigen Schülerin, und die Einfalt des begeisterten Publikums.

Wohl huldiget indessen jener zartsinnigen Vertraulichkeit zwischen dem Genie und der Spekulazion auch der strengste und gründlichste Tiefsinn, aber niemals die

trotzige Halbkultur eines schwindsüchtigen Verstandes, der sein eigenes, eben nicht freiwilliges, Zölibat so gern zur „intellektuellen Heiligkeit" erheben möchte, während er eine innige Vereinigung der gesündern Seelenkräfte kaum noch „um der Schwachen willen" als ein untergeordnetes Sakrament duldet. —

So hatte sich vorzüglich ein engerer Ausschuſs der modernen Aufklärung eine Weile sehr eigenmächtig zur „filosofischen Keuschheitskommission" konstituirt, um alle gesezwidrige Vermischung zwischen vernünftigen Gedanken und schönen Empfindungen pflichtmäſsig zu hintertreiben. Ohne Grund fürchtete sie sich freilich nicht vor jenen rüstigen Kindern der Liebe, die, entsprungen aus einer so freien Ehe, sich wohl schwerlich lange unter das Joch ihres klösterlichen Purismus geschmiegt haben

wurden — „denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute."

Auf die anscheinende Reinheit der Begriffe kam es damals allein an, nicht auf ihre Fruchtbarkeit; auf optische Experimente mit unbedeutenden Vorurtheilen, nicht auf die prismatische Stralenbrechung der ewigen Wahrheit. Filosofen konnten folglich jene Laternenträger der Unwissenschaft nur scherzweise, oder aus Artigkeit genannt werden, wie man Gauklern und Taschenspielern bisweilen den Titel von Hoffysikern beilegt.

Sie konnten der Beleuchtung nirgends genug bekommen, so wenig Sehenswürdiges die nackten Tempel ihrer bilderstürmenden Weisheit auch enthielten. Aller

bürgerlichen Verjährung zum Trotz, glaubten sie sich durch ein höheres Privilegium befugt, gegen jeden friedlichen Nachbar das Lichtrecht auszuüben — durch die Wand desselben überall Fenster zu brechen, auf dafs nur noch mehr Tag einstrale in ihr luftiges Gebaude. Und mit unwissender Eitelkeit machten sie sich anheischig, das Gemahlde der Wahrheit ohne alle Schatten darzustellen, wie es die Königin Elisabeth von ihren Hofmahlern verlangte, „weil," wie sie meinte, „der Schatten doch nur etwas Zufalliges wäre, das sich von Natur nicht auf ihrem Gesichte befände."

Ein witziger Kopf verglich das ewige Selbstlob dieser „reinen Aufklarer" aus einer gewissen Periode mit der ungezogenen Eitelkeit eines Stuzers, der in allen Gesellschaften geltend machen möchte, wie

oft und mit wie vielerlei Seife er sich gewaschen habe. Auch kann man jener Schule wohl das Verdienst nicht absprechen, eine gewisse Art von filosofischer Reinlichkeit allgemeiner verbreitet zu haben. Nur wurde diese nach und nach eben so unbequem, wie die Hollandische, bei der man vor lauter Scheuern und Waschen in keinem Winkelchen des Hauses mehr Ruhe findet, und vorzüglich sich in das obere Stockwerk nicht recht hinaufwagt, aus Furcht, die zierliche Treppe zu verunreinigen.

Aber bei aller Intoleranz gegen Schwärmerei und Vorurtheile, wodurch die teutschende Fysiognomie jener Sekte ein so strenges Ansehen erhielt, verrieth doch überall die Inkonsequenz ihres schwankenden Unglaubens unverkennbare Symptome

einer intellektuellen Asthenie. Jeder üppige Wuchs eines religiösen oder poetischen Mystizismus wurde freilich in seinen zartesten Zweigen erstickt, damit die Aussicht überall frei bliebe bis an den flachen Horizont; aber nirgends gelang es ihrem entnervten Skeptizismus, auch filosofische Irrthümer zu entwurzeln aus den Tiefen eines wissenschaftlichen Bodens. Alle Spekulazion wurde von ihr herabgewürdigt zu einer bloßen Registratur zufälliger Wahrnehmungen aus dem Standpunkte des bürgerlichen Lebens; das Allgemeinfaßliche zum allgemeingeltenden Kriterion der Wahrheit erhoben, und durch den Talisman der Popularität die ganze Legion von flachen Köpfen aus allen Klassen und Verhältnissen der Gesellschaft in praktische Filosofen verwandelt.

Die flachen Köpfe sind allerdings eine etwas vornehmere Nebenlinie der Dummköpfe, aber eben deshalb auch durch ihre Ansprüche noch unerträglicher, durch ihren Einfluſs weit schädlicher, als jene.

Ihr geistiges Auge ist nicht ganz stumpf, doch von Natur schielend und unsicher. Ihr Blick läuft überall horizontal fort, ohne alle Fähigkeit, sich nach der Höhe zu erheben, oder hinabzuschauen in die Tiefe. Er verweilt daher am behaglichsten auf breiten Massen, jedoch völlig unvermögend, die Verhältnisse derselben richtig zu unterscheiden.

Geborne Antagonisten jeder kopernikanischen Neuerung in Wissenschaften und Künsten, betrachten sie auch bei den Schöpfungen des Genies das Irdische als den einzig festen und ruhenden Mittelpunkt, alle Lichter des Himmels nur als

anmuthige Verzierungen jener ausgedehnten, so gemächlich bewohnbaren Heimat. Das Universum glauben sie durch ihre Beobachtungen erschöpft, wenn sie sich bewufst sind, sich freiwillig einige Mal im Kreise herumgedreht, und den Flächeninhalt ihrer zufälligen Gesichtsweite nach mechanisch erlernten Prinzipien pflichtmäfsig ausgemessen zu haben.

Der Stolz auf diese eingebildete Universalweisheit hebt ihren ungeflügelten Geist wohl einige Spannen hoch über den lezten Schlufsstein, der das Grundgewölbe des Herkömmlichen so fest zusammenhält; aber die Furcht vor Schwindel und Exaltazion verhindert bald sein freieres Emporsteigen, und erhält ihn mehr schwankend als schwebend in einem unzuverlässigen Gleichgewicht zwischen Skeptizismus und Orthodoxie.

Ihre vorsichtig gewählten Losungsworte sind daher — in der Filosofie: gesunder Menschenverstand; in der Politik: mäfsige Freiheit; in der Religion: Toleranz und Aufklärung; in allen Verhältnissen des Lebens: praktische Klugheit. Die Gegenstände ihres Unglaubens sind seltener Gott und Unsterblichkeit als — uneigennüzige Tugend, hochherzige Verzichtleistung auf sinnliche Glückseligkeit, geisterhebende Spekulazion, moralische Freiheit, oder höhere Offenbarungen des gesezgebenden Genies.

Jedoch äufsert sich auch dieser Unglaube weder unbefangen, noch keck. Sie scheinen vielmehr die Existenz jener Gespenster nur aus verkappter Feigheit zu leugnen, um sich im Voraus zu bepanzern gegen die beängstigende Möglichkeit ihrer schauerlichen Erscheinung.

Intoleranter gegen die reine Dummheit, als der originellste Selbstdenker, verrathen sie bei allen Gelegenheiten eben dadurch die geheime Furcht eines zweideutigen Adels vor der zudringlichen Vertraulichkeit seiner bürgerlichen Verwandtschaft. Um so nachgiebiger schmiegen sie sich an jeden verkrüppelten Bastard einer geschwächten Vernunft, der von seiner Mutter nichts erbte, als den Stolz auf ihren ursprünglichen Rang, und die Gemeinheit ihrer unfürstlichen Gesinnung.

In einer ewigen Opposizion gegen alles an sich Grofse und Erhabene, das sie weder hochachten noch zu erreichen vermögen, bevollmachtigen sie sich überall selbst zu unberufenen Tribunen der sittlichen und intellektuellen Mittelmafsigkeit, welcher, nach ihnen, als der unleugbaren Majorität, „das Reich, die Macht und die Herlichkeit gebühren."

Herrschsüchtiger jedoch, als grausam, möchten sie in der Regel die Eroberer im Reiche der Wissenschaften lieber bekehren, als vertilgen; überzeugt, dafs es hinlänglich sei, die Kraft zu paralysiren, um die Schlaffheit zu verewigen.

Sie erlauben sich, nach dem Ausdruck des komischen Dichters, „wohl auch bisweilen einen artigen Zweifel" an der Wahrheit allgemeingeltender Vorurtheile; aber nur, in sofern sie einen untrüglichen Probierstein derselben besizen, an dem Begrif des Allgemeinnüzlichen nach Prinzipien des gesunden Menschenverstandes.

Ihr Element ist daher ein gewisser theoretischer Nebel, der überall eine zu grelle Beleuchtung verhindert, und von dem sie hofnungsvoll erwarten, er werde sich ja wohl bald auflösen in fruchtbares Regenwasser.

Unfähig mit ihrer matten Fantasie den Glanz einer Idee aufzufangen, und ihn zurückzuspiegeln auf irgend eine noch verdunkelte Partie des moralischen oder bürgerlichen Lebens, berühmen sie sich vielmehr der nie verleugneten Klugheit, womit sie jeder zufälligen Blendung von oben das Schirmdach ihrer einseitigen Erfahrung entgegenzuschieben bemüht sind.

Auch erkennt ihre Filosofie keinen lebendigen Organismus auf einander einwirkender Grundsäze; was sie ein konsequentes System nennen, ist höchstens eine Mosaik vielfarbiger Meinungen, mechanisch zusammengeschliffen von der Logik nach vorgeschriebener Zeichnung eines praktischen Bedürfnisses. —

Wie ohnmächtig aber auch diese allverbreiteten Missionarien der Gemeinheit, in Rücksicht ihrer geistigen Armut, erschei-

nen mögen, wenn jeder Einzelne in seiner Blöfse betrachtet wird: so überzeugt uns doch bald eine aufmerksamere Beobachtung des Weltlaufs, dafs ihre unauflösliche Verbrüderung zu einem gemeinschaftlichen Zweck, und ihre zähe Beharrlichkeit bei Verfolgung desselben, in der Kirche wie im Staat, in der Wissenschaft wie in der Kunst, mehr Unheil angerichtet, als die planlosere Verschwörung der Finsternifs und der Dummheit. —

Aus diesem Sklavenstande verfeinerter Barbarei die Menschheit wieder emporzubilden zum unruhigen Bewufstsein ihrer verlorenen Freiheit, ihren Geist aufzuwekken aus dem wollüstigen Schlummer der Sinnlichkeit zum kraftvollen Gefühl seiner ewigen Jugend — nur dies sei immer und überall der ehrwürdige Beruf einer höhern, mit dem Himmel befreundeten Filosofie!

Die höhere Bildung des Menschen beruht hauptsächlich auf der klaren Einsicht eines unverkennbaren, aber unauflöslichen Dualismus seiner Natur. Er muſs sich seiner unveräuſserlichen Freiheit, als reine Intelligenz, und seiner gesezmäſsigen Abhängigkeit, als Bürger der Sinnenwelt, bei jeder Anregung zur sittlichen oder geistigen Thätigkeit gleich lebhaft bewuſst bleiben. Jede unfreiwillige Verwechselung des höhern Standpunkts mit dem gemeinen — bei der Ansicht der Welt und des Lebens, bei der Spekulazion oder beim praktischen Handeln, zeugt von innerer Beschränktheit.

Unser Leben in der Wirklichkeit verhält sich zu dem geistigen, wie die Sprache zu den Verstandesbegriffen. Der unauflösliche Widerstreit zwischen der Naturpoesie der erstern, und der übersinnlichen Strenge der leztern, beurkundet gerade

ihre ursprüngliche Identität. Der echte Filosof bleibt im Reiche der Erscheinungen noch immer Dichter; aber seiner Metafern sich bewufst, wird er durch sie nicht getauscht, und erblickt überall eine esoterische Wahrheit unter der Hülle der exoterischen, wo der gemeine Verstand unwillkührlich das Bild mit dem Gegenstande selbst verwechselt. —

Der filosofirende Realismus möchte einer natürlichen Schiffahrt auf dem Ozean sinnlicher Gegenstände verglichen werden. Getragen von der Oberfläche desselben, bedient er sich der transzendentalen Spekulazion, als eines höheren Elementes, nur um dem Schiffe seine Richtung zu geben. Er sezt gleichsam dem Strome des Wassers die Strömung der Luft entgegen, um jenen aufzuhalten, oder zu beschleunigen durch diesen.

Der trozigere Idealismus erhebt sich eigenmächtig, wie durch einen Luftballon über alle Gegenstände der Wirklichkeit hinweg bis in das uferlose Gebiet jenes feineren Elementes selbst. Aber nicht bloſs von ihm getragen, sondern überall von ihm umflossen, bemüht er sich umsonst, seiner nur scheinbar frei schwebenden Kugel eine willkührliche Direkzion zu ertheilen. Je mehr Ballast er auswirft, desto höher wird er emporsteigen, aber desto enger wird er auch beschränkt von dem alleinherschenden Elemente, dessen übermächtigen Strom er durch keine Gegenwirkung eines verbündeten zu brechen oder zu leiten vermag.

Gerade wo jede Transzendental-Filosofie das schönste und inhaltreichste Leben aufzulösen und zu vernichten droht

durch das Zergliederungsmesser der Spekulazion — da flüchtet sich jenes in den Schoofs einer freundlichern Muse. Was von unsern innern Anschauungen und Verhältnissen jene despotische Wissenschaft als Wahn und Betrug in den isolirten Kreis der Begriffe aufzunehmen verschmäht, dessen bemächtigt sich der höhere Zauber einer alles verschmelzenden Poesie. Der Mensch wird heiliger, wo der Grübler sich zum begeisterten Seher veredelt.

Alle Beziehungen unserer Gefühle und unserer Vorstellungen auf bestimmte Gegenstände; das lebendige Bewufstsein der Freiheit, das jenen unwillkührlich zum Grunde liegt — mögen immerhin eine Täuschung sein, aber eine unauflösliche, wie für unser sinnliches Auge das Blau des Horizontes, das Farbenspiel des Regenbogens. Der Skeptizismus vernichtet nir-

gends die Wirklichkeit dieser Erscheinung; er bekämpft nur unsre Befugnis, auf sie eine ihr völlig entsprechende Wirklichkeit der Gegenstände zu gründen.

Je strenger die Filosofie, als Wissenschaft, alles spaltet und trennt, desto reger wird das Bedürfnis des gesammten Menschen, durch sie, als schöne, freie Kunst, wieder alles zu einigen und zu verbinden. Nur die Poesie des Daseins, des wahrgenommenen, nicht konstruirten Lebens, versöhnt den natürlichen Realismus der Empfindung mit dem künstlichen Idealismus der Vernunft. Das Wissen unsers Geistes sei immerhin Stückwerk; seine Dichtung ist ein in sich vollendetes Ganzes.

Das Unendliche können wir nicht hervorbringen, also nicht begreifen, aber anschauen durch den innern Sinn. Je reiner und fleckenloser dieser Spiegel, desto treuer

und lebendiger stralet er jenes Bild zurück. Der herzerhebende Genuſs dieser Anschauung ist Religion, und die Magie dieses Genusses wird für den sittlichen Kunstsinn des Menschen dadurch nicht aufgelöst, daſs sein Verstand von den optischen Gesezen der Stralenbrechung eine gelehrtere Kentniſs besizt. Jenes Spiegelgemählde ist nicht der Gegenstand selbst, den es darstellt; aber sein Anblick überzeugt uns von der Wirklichkeit eines auſser ihm vorhandenen Gegenbildes.

Je sittlicher der Mensch sich kultivirt, desto vollständiger nimmt er den Widerglanz des Göttlichen in sich auf; desto freier entwickeln sich seine sämmtlichen Anlagen, desto empfanglicher wird seine harmonische Individualitat für den höheren Sinn eines alles umfassenden Naturgesezes.

Das innigere, das vollendetere, das religiöse Leben vergeistigt jedes sinnliche Gefühl, wie es jede intellektuelle Anschauung versinnlicht. Es verknüpft nicht, es verschmelzt, was die Spekulazion isolirt. In ihm werden Wirklichkeit und Ideal nicht getrennt durch ein Hier und Dort; sie erscheinen überall in gleichzeitiger Wechselwirkung, wie Leib und Seele.

Unser Dasein selbst bekommt Gehalt und Würde nur durch die lebendigste Überzeugung von einer ewigen und unauflöslichen Vereinigung mit dem Universum. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — was sind sie als bildliche Ausdrücke, um das Unbegreifliche dieser Vereinigung zu verdeutlichen? Unsre kunstreichen Systeme, was sind sie als spekulative Landkarten der sinnlichen Vorstellung? mehr oder

weniger genaue Verzeichnungen will-kührlicher Grenzen? Die natürlichen glaubt unsere diesseitige Beschränktheit nur da zu erkennen, wo etwa ein imponirendes Phänomen, wie das der Geburt oder des Todes, ihr Jenseit greller abzusondern scheint, als eine unbewohnbare Zone. Ohne Rücksicht auf eine höhere Astronomie betrachtet unser kurzsichtiger Empirismus auch die geistige und moralische Welt, wie einst die fysische — nicht als eine Kugel, sondern als eine Fläche; nicht als beweglich, sondern als ruhend. Willkührlich illuminiren wir dann auf den geografischen Trugbildern dieser abgesonderten Fläche die Provinzen der Jugend mit dem Grün der Hofnung, oder dem Roth der Freude, die angrenzenden immer blässer, und die äusserste Thule des Todes mit grauen Schatten — aber wem

möchte aus einem höheren Standpunkt diese blofs horizontale Ansicht des Lebens genügen!

„Naturam hominis hanc Deus esse voluit, ut duarum rerum cupidus et appetens esset, *religionis* et *sapientiae*. Sed homines ideo falluntur, quod aut religionem suscipiunt omissa sapientia; aut sapientiae soli student, omissa religione: cum alterum sine altero esse non possit verum."

LACTANTIUS.

II.

RELIGION.

„Glaubst du an Gott?" —
Wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott!
Magst Priester oder Weise fragen,
und ihre Antwort scheint nur Spott
über den Frager zu sein. —
„So glaubst du nicht?" —
Wer darf ihn nennen!
und wer bekennen:
ich glaub' ihn!
Wer empfinden!
und sich unterwinden
zu sagen, ich glaub' ihn nicht!
Der Allumfasser,
der Allerhalter,
faßt und erhält er nicht
dich, mich, sich selbst?

Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
und steigen freundlich blickend
ewige Sterne nicht hier auf? —
Und dringt nicht alles
nach Haupt und Herzen dir,
und webt in ewigem Geheimniß
unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
nenn' es dann, wie du willst;
nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
umnebelnd Himmelsglut.

GÖTHE.

So lange die Welt sich bewegt, verkündigte die prachtvolle Naturerscheinung des Gewitters das Dasein jenes allverbreiteten elektrischen Feuers, dessen bewunderungswürdige Gesetze wir erst nach Jahrtausenden

kaum nothdürftig entdeckten. So lange ein menschliches Herz geklopft, der Geist eines Sterblichen gedacht hat, wurde die sittliche Welt eben so unerklärbar erschüttert von der magischen Erscheinung der Religion. Und ob auch Jahrtausende noch verlaufen, eh' unsre genievollsten Hypothesen über dieses merkwürdige Phänomen sich läutern zu einer helleren Einsicht, einer wissenschaftähnlichen Anschauung — wird doch die Allmacht jenes geheimnifsvollen Feuers gleich wohlthatig fortwirken in der moralischen Welt, und durch seine heilsamen Erschütterungen, selbst in den höheren Regionen der Spekulazion, die schwüle Luft reinigen und erfrischen.

Die Religion ist die Filosofie des Herzens. Eine heilige Überlieferung des genialischen Gefühls an die spekulirende Ver-

nunft; eine höhere Fysiognomik, die den mechanischen Verstand das Übersinnliche erahnden lehrt aus den Formen der Sittlichkeit. Sie ist weder Wissenschaft noch Kunst, aber mehr als beides: der erhabenste Instinkt der unverbildeten Menschheit. —

Religion ist ahndungsvolles Streben des Gemüts nach einem nie erreichten Ideal von Glückseligkeit und sittlicher Veredlung. Eine mit der Vergangenheit und der Zukunft befreundete Sehnsucht, der die sinnliche Gegenwart auch in ihren köstlichsten Momenten nicht genügen würde, wenn sie von diesem beleuchteten Standpunkte nicht überall hinausblicken könnte in die unermeßliche Ferne eines ewigen, allverbreiteten Lebens. —

Ungläubige sind in dem bedeutungsvollesten Sinn alle diejenigen, welche der Religion nie bedürfen, als des eigenthüm-

lichen Inhalts ihres geistigen Lebens — wie enge auch sonst ihre Vernunft zufällig beschränkt sein mag von willkührlichen Formen irgend eines theologischen Systems.

Aber auch in seiner gesundesten Erscheinung beweist jener absprechende, sich selbst genügende Unglaube höchstens logische Korrektheit eines leicht befriedigten, sich selbst isolirenden Verstandes, während er immer und überall von dem höheren Filosofen verschmäht wird, als das unverkennbare Symptom eines dürftigen und talentlosen Herzens. —

Die zartesten, die religiösen Ideen des Menschen werden nicht durch die Kraft des Denkens hervorgeschlagen aus einem festorganisirten Verstande, sie werden losgeschmolzen aus dem Gemüt durch die Glut eines schönen Gefühls. Sie sind der Weih-

rauch, der auch auf Altären schlummert, bis das Opferfeuer ihn erwärmend auflöst, dafs der geistige Duft dann lieblicher und freier emporathme zu den Göttern.

Nicht also, wo der Verstand das Unendliche blofs wie eine leere Wüste beherrscht; nicht wo eine fieberhafte Fantasie dasselbe mit ihren Traumbildern bevölkert — nicht da wird sich die Religion offenbaren, sondern einzig und allein, wo ein tiefes Gemüt, eine klare, stille Seele, eine hohe Einfalt des Sinnes die Ahndungen des Göttlichen rein auffafst und den Glanz jenes inneren Lichtes zurückstralt auf jede äufsere Erscheinung eines noch gesunden, selbständigen und kraftvollen Lebens. —

Auf ihr Sonnenlicht trozet die Vernunft. „Nur dies mache die Welt um uns her sichtbar, schmücke mit Schönheit und Far-

benschmelz die Gegenstände unsrer sinnlichen Anschauung, und erhelle sie in harmonischen Abstufungen bis zu dem fernsten Gesichtskreis." Aber bis dahin und nicht weiter! Die Stolze bescheide sich, den flachen Horizont anzuerkennen als die Grenzscheidung ihres Gebietes. Über demselben ruht der Himmel einfarbig und leer.

Den Glauben allein entzückt die Sternenbeleuchtung der Religion am Firmamente der Seele. Von der verdunkelten Erde heben wir das Auge empor zu der unermeßlichen Höhe, wo kein beschränkender Ruhepunkt es festhält, sondern wo der freie Blick von Einem freundlichen Gestirne zum andern vordringt bis in das profetische Heiligthum einer ewigen Welt und eines gleich ewigen Daseins aller denkenden und empfindenden Wesen.

Der lebendige Glaube jedes reich organisirten Geistes ist nicht die spat reifende Frucht des Wissens, sondern die duftende Blute desselben.

Kopernikus erahndete sein genialisches System früher, als er durch scharfsinnige Berechnung die Wahrheit desselben unumstoßlich zu beweisen vermochte. Dem Wahne der Schriftgelehrten und der sinnlichen Evidenz zum Troz, wagte es dieser kühne Gesezgeber, unsre heimische Erde, als wandelbar und beweglich, jenen fernher schimmernden, uns noch fremden Gestirnen unterzuordnen, deren Licht ewig aus ihnen selbst hervorströmt.

Die großen Erfinder aller Zeiten waren Profeten und Dichter, ehe sie auftraten als darstellende Künstler; und auch die filosofische Wissenschaft ist überall, wo sie in ihrer Lebensvollendeten und hei-

ligsten Gestalt erscheint — die endlich umarmte Braut eines sehnsuchtsvollen poetischen Glaubens.

Auch die Religion möge sich denn der filosofischen Wissenschaft nahern, als Astronomie des Übersinnlichen; aber nie werde sie entadelt zur gemeinen, irdischen Geometrie! Ist die Sternkunde eine Schimare, weil wir keinen Himmelskörper ausmessen können mit Schnur und Winkelmafs, wie die Erdscholle, die wir bewohnen? Sind wir keiner Überzeugung fahig von der Erhabenheit des Universums, und von der regelmafsigen Bewegung jener durch die schweigende Nacht herabfunkelnden Weltmassen, weil wir uns vergebens bemühen, ihren Reichthum und ihren Umfang durch Zahlen auszudrücken, ihre Form durch Linien bestimmt zu verzeichnen? Ist unser Auge blind, weil unsre Fernröhre den For-

derungen unserer Wifsbegierde noch so unvollkommen entsprechen?

Nein! das erhebende Bewufstsein jener imponirenden Weltordnung ermächtiget sich auch unsers sinnlichen Gefühls bei der bloßen Betrachtung einer Himmelskarte, wie dürftig und unsicher sie auch entworfen ward von unserer noch schülerhaften Erkenntifs. Und an der ewigen Wahrheit der Religion wollten wir irre werden, weil unsre widersprechenden Systeme über die Natur der Gottheit die moralische Weltordnung eben so willkührlich und armselig versinnlichen? Als wären jene Kunstwerke einer ohnmächtigen Dogmatik etwas Reelleres, als vieldeutige Sternbilder für die religiöse Spekulazion, während das Herz und der religiöse Glaube nicht von ihnen entzückt, sondern ergriffen werden von der heiligen Magie eines höheren, mo-

ralischen Weltsystems, das sich oft nur zufällig durch jene anschaulichen Figuren für unsre Einbildungskraft vernehmlicher ausspricht.

Die Religion ist dem Begriffe von Gott, wie die Tugend dem Begriffe von Pflicht, überall vorangegangen. Jene Begriffe bildeten sich erst, als der Verstand anfing, sich an das sittliche Organ des Menschen anzuschliefsen. Diese Verbindung war anfangs äufserst liberal, und gleich-wohlthatig für beide. Wie aber der Verstand sich allmahlich der Alleinherrschaft bemächtigte, mufste jene freiwillige Unionsakte bald despotischeren Gesezen weichen. Der Einheit der Regierungsform wurde nun die Energie blofs verbündeter Kräfte aufgeopfert, die Rechtlichkeit trat an die Stelle der religiösen Sittlichkeit, und Gott galt

galt nur noch als eine filosofische Formel, um den Inbegrif aller Pflichten einigermafsen zu popularisiren.

Die Grundgefühle jeder echten Religiosität sind Dankbarkeit und Liebe. Die Furcht hat nirgends die Götter erfunden, sondern die wohlthätigen in schadenfrohe Dämonen verwandelt. In jeder menschlichen Brust erwacht das Bedürfnis zu lieben früher, als die Vernunft ihm einen Gegenstand anzuweisen vermag. Dieses uneigennützige Gefühl, hinübergetragen auf die von der Fantasie beseelte Natur, unter welchem Bilde sie uns erscheine, ist die Seele der kindlichsten wie der vollendetsten Religion.

Überall scheint es daher den bessern Menschen so natürlich, nicht sowohl eine noch unbekannte Gottheit zu lieben, als zu vergöttern, was sie lieben: es empor-

zuheben über die beschränkte Wirklichkeit in die freiere Region des Ideals, um so sich selbst zu veredeln durch die freiwillige Anbetung alles Schönen und Grofsen unter einer bestimmten Form, die es den Empfindungen versinnlicht, und dem Geist als erreichbarer darstellt.

Diese Liebe nur ist das Wort zu dem schönen Räthsel des innern Lebens, das uns, wie alle Räthsel, in der Jugend am lebhaftesten beschäftigt, und das nicht von dem zergliedernden Scharfsinn, sondern von Einfalt des Herzens, am schnellsten errathen wird. —

Wir begreifen uns selbst immer besser, wenn wir lieben und an Gott glauben. Aber die Liebe, wie die Gottheit, sind beide wohl Gegenstände des Begreifens? Nicht zu zart, um blofs gedacht zu werden, nicht zu heilig, um sich verdeutlichen zu lassen? —

Durch das mechanische Wissen würde der religiöse Glaube bestätigt und — entadelt werden, wie ein freundschaftliches Versprechen durch einen gerichtlichen Kontrakt. —

Jede Liebe, die in ein sinnliches Herz nur hineingezaubert ward durch einen zufälligen Gegenstand, ist beschränkt und vergänglich, wie er. Nur das genialische Herz, das, ihm selbst vielleicht unbewußt, schon vorher von einer liebenden Sehnsucht verzehrt wurde, verewigt auch seine später gefundene Geliebte durch ein allmächtiges, über jeden Zufall erhabenes Gefühl.

Die religiöse Gesinnung, die ein willkührlicher Begrif von Gott erst hervorbringt, ist so wandelbar, wie die Metamorfosen unsers spekulativen Systems. Aber der Gott, der uns nicht von aufsen gegeben wird, sondern den das Gemüt ahndete,

liebte und suchte, noch lange eh' er sich dem Geist offenbarte; der in ihm die Religion nicht weckte, sondern ihr nur einen Gegenstand gab — nur der Gott bleibt für das Herz ewig derselbe, und unabhängig von jedem Wechsel unserer theologischen oder filosofischen Lehrgebäude. „Denn sie werden vergehen, aber Er bleibet. Sie werden alle veralten, wie ein Gewand, sie werden verwandelt, wie ein Kleid; Er aber bleibet, wie Er ist, und seine Jahre nehmen kein Ende."

Sehr treffend, und als wären viel spätere Zeiten schon angedeutet, schildert Jesaias die drei gewöhnlichsten unserer mechanischen Religionssysteme:

„Wer sind sie, die einen Gott machen, und Götzen gießen, der kein nütze ist? Siehe, alle ihre Genossen werden zu

schanden, denn es sind Meister aus Menschen."

„Es schmiedet einer das Eisen in der Zangen, arbeitet in der Glut, und bereitets mit Hammern; und arbeitet daran mit ganzer Kraft seines Arms, leidet auch Hunger, bis er nimmer kann; trinket auch nicht Wasser, bis er matt wird." — Aszetischer Religionsstoizismus.

„Der andere zimmert Holz, und missets mit der Schnur, und zeichnets mit Rothelstein, und behauet es und zirkelts ab, und machet es wie ein Mannsbild, wie einen schönen Menschen, der im Hause wohne." — Ästhetischer Naturalismus der Aufklärung.

„Ein anderer geht frisch daran unter den Bäumen im Walde, dafs er Zedern abhaue, und nehme Büchen und Eichen, davon man nimmt, dafs man sich dabei

wärme, und Brod dabei backet. Die Hälfte verbrennet er im Feuer, und über der andern Hälfte isset er Fleisch; er brat einen Braten und sättiget sich; wärmet sich auch und spricht: Hoja! ich bin warm worden und sehe meine Lust am Feuer. Aber das übrige macht er zum Gott." — Praktische Religion des grobern Eudamonismus.

Sonderbar, dafs die Theologen, denen es sonst nicht leicht an vieldeutigen Erklärungen irgend eines Bibelspruches zu fehlen pflegt, das erhabene Gebot des mosäischen Gottes: „Du sollst Dir kein Bild, noch Gleichnifs von mir machen!" immer nur buchstablich gegen entheiligende Versinnlichungen durch die Kunst erklärt haben. Der schönere Sinn lag doch so nahe: und auf Filosofie und Dogmatik zugleich mit angewendet, würde er die freundlichste

Duldung und den religiösesten Spiritualismus von selbst herbeigeführt haben. —

Die Intoleranz der sogenannten Naturalisten gegen alles, was sie eine „positive Religion" nennen, ist um so inkonsequenter, da, aus einem reinfilosofischen Gesichtspunkt betrachtet, ihre eigene, wahrlich nicht übersinnliche, Vorstellung von einer „willkührlich handelnden Gottheit" durchaus in die nehmliche Kategorie gehört. Als wäre nicht überhaupt auch der reinste Begrif von einem persönlichen Gott eben so gut Anthropomorfismus, wie irgend ein diesem höchsten Wesen mythologisch geliehener Charakter.

Jene bloſs unpoetischen Unitarier gleichen in Rücksicht der Religion fanatischen Monarchisten in der Politik, denen es Pflicht scheint, jede nur anders modifizirte Regierungsform, nicht etwa bloſs als die

unvollkommnere, sondern als völlige Anarchie zu bekämpfen. Auch darin — daſs, wie jenen die Republik, so ihnen der Spinozismus, oder eine moralische Weltordnung, wo das Gesez gewissermaſsen allein herscht, unter allen denkbaren Theorieen gerade die gehässigste scheint. —

Nur einen Glauben, „der sich vernunftmäſsig auflösen läſst in Begriffe," vergönnen uns diejenigen, welche von dem Wissen eben so entfernt, wie der unbefangenste Schwärmer, ihre blassen Wahnbilder nur deswegen für treuer und richtiger gezeichnet halten, weil die Reiſskohle freilich nicht, wie der Pinsel, durch lebendige Farben zu täuschen vermag.

Der Filosofie wenigstens mag es gleichgültig sein, ob wir Gott darstellen in unsern Tempeln mit allen Attributen eines alten Mannes, oder ob wir ihn durch die

bloſs potenzirten Charaktereigenschaften „eines guten und weisen Mannes" in unsern Kompendien zu definiren versuchen.

Wer hätte uns denn von der persönlichen Einheit des Ewigen einen so erschöpfenden Begrif aufgestellt, daſs dieser einer kühnern Vernunft nicht vielleicht eben so willkührlich und widersprechend erscheinen möchte, wie der sinnreiche Platonismus der Dreieinigkeit, oder die anmutige Spielerei des Polytheismus?

Eben deswegen laſst uns an Gott glauben, weil wir gleich-wenig von ihm wissen, ob wir sein heiliges, unerforschtes Wesen zu versinnlichen streben durch poetische oder durch metafysische Bildschnizerei. An den Unbegreiflichen glauben, wie an unser eigenes Dasein, wie an die erhabene Erscheinung des Universums, welches ohne dieses alles beseelende Gefühl

unsern denkenden Geist nur als ein dunkles, bedeutungsloses Rathsel beunruhigen würde.

Die Idee eines persönlichen Gottes ist bei Vielen ein blofs spekulatives Bedurfnifs ihrer Vernunft, und alsdann nicht achten ein misverstandenes. Getauscht durch empirische Analogieen aus der Sinnenwelt, glauben sie die Natur hinlanglich zu begreifen, so bald sie in ihr einen allmachtigen Urheber und einen allweisen Gesezgeber entdecken oder voraussezen. Während eine Schöpfung aus Nichts und eine Weltregierung nach teleologischen Prinzipien unsrer endlichen Vernunft, der reinen Filosofie wohl nicht weniger Schwierigkeiten darbieten, als die Ewigkeit des Universums oder die transzendentale Identitat der Freiheit und Nothwendigkeit.

Edler und wohlthätiger ist das moralische Bedürfniſs einer persönlichen Gottheit, welches bei genialischen Individuen so oft, nicht Beschränktheit des Abstraktionsvermögens beweiset, sondern Reichthum des Gefühls, verbunden mit einer poetischen Fantasie, und einem gewissen religiösen Kunstsinne, der zu bilden trachtet, was ihm als ein Ideal vorschwebt. Denn vom Anbeginne sprach zu dem Verstande das Herz: „Lasset uns Götter machen, ein Bild das uns gleich sei!"

Der Glaube an die Unsterblichkeit entspringt immer zunächst aus der kindlichen Sehnsucht des Herzens, eine glückliche Gegenwart zu verlängern, oder für eine verlorene der Zukunft einen schöneren Ersaz abzuschmeicheln.

Dieser Glaube wird unfilosofisch, sobald er seinen Plaz erhält in einer wohlmeinenden Theodizee, welche durch ihn erst „die Wege der Vorsehung mit der leidenden Menschheit zu rechtfertigen" versucht; unmoralisch, sobald er unsere Tugend begründen, unsre Pflichtverhältnisse in diesem Leben sankzioniren soll. Aber in Verbindung gebracht mit unsern edelsten Hofnungen und Wünschen, mit der unerklärbaren, doch tiefempfundenen Harmonie zwischen unserm denkenden Geist und dem beseelten Universum — ist dieser Glaube nicht blofs anziehend und poetisch, sondern, geläutert von jeder willkührlichen Anwendung des Zeitbegrifs auf eine übersinnliche Fortdauer, wird er zugleich von der hochherzigsten Filosofie in Schuz genommen, und vor der scharfsinnigsten Spekulazion gerechtfertigt. —

Die veredelnde Metamorfose aller Wesen der Natur ist ein zu schönes Spiel der Fantasie, als dafs es unser Gemüt nicht wenigstens in seinen zartesten Stimmungen leise und profetisch ansprechen sollte. Alles was existirt, erscheint uns als Leben, das unter einer zufalligen Gestalt schwerer oder genialischer emporathmet. Nur jenes ist ewig, unerschaffen und unvertilgbar; ewig abwechselnd sind die Formen des Seins. Der Stein mag sich veredeln zum blühenden Frühlingsmoos; das Veilchen zur Rose; diese Blume der Liebe zur schlagenden Nachtigall — und an diese Idee lehnt sich, wie an eine schüzende Brustwehr, auch der zweifelnde, aber mit dem Unendlichen verbundete Geist, wann der Sturm der Vernichtung hinanbraust gegen sein sinnliches Dasein.

Das noch leidenschaftliche Herz, wel-

ches weniger seine Ewigkeit zu retten wünscht, als die traulichen Erinnerungen an seine irdische Jugend; dem jede Verwandelung ein Raub dünkt, und das dürstet und klopft nach Fortdauer mit Bewufstsein — verlangt auch keine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, sondern poetische Analogieen, oder liebliche Mythen des Alterthums. Und für die Frommen, die sich mit diesen begnügen, giebt es vielleicht kein sinnreicheres Bild ihrer von der Welt verspotteten Ahndungen, ihres unerschütterlichen Heldenglaubens und dessen endlicher Erfüllung, als — Kolumbus und seine Entdeckung der neuen Welt. Dieses historische Faktum aus einem modernen Zeitalter ist so reizend und symbolisch, dafs es verdiente, eine Griechische Dichtung zu seyn. —

Unser jetziges Leben ist wohl weniger

die Vorbereitung auf eine ihm ähnliche Zukunft, als der sinnlich empfundene Moment einer unaufhörlichen Verwandelung; eine vernehmliche Weissagung aus der heiligsten Tiefe des beseelten Weltalls. Blofs wie ein Hohlspiegel betrachtet, der ihm nichts als die durftige Gegenwart nach etwas vergrösertem Mafsstabe zurückstrahle, würde die Ewigkeit selbst den religiosen Denker weder beruhigen noch entzücken. —

Der aufrichtigste Filosof mag das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit ruhig bezweifeln: aber das Nichtsein von beiden wünschen kann nur eine unsittliche Verkehrtheit des Herzens. Auch der religiöseste Schwärmer bedarf jenes Glaubens ja nicht, um tugendhafter, sondern um glücklicher zu leben.

Eine **Filosofie** der Religion darf nur in dem Sinne gedacht werden, wie es auch eine Filosofie der Kunst giebt. Eine höhere Kritik, keine gemeine Theorie, die sich anmafsen möchte, den Gegenstand der Religion zu bestimmen, und die Regeln zu entwickeln, nach denen sie hervorgebracht werden müfste. —

Nicht der Inhalt unseres Glaubens, nicht ein bestimmter Inbegrif von Vernunftwahrheiten, sondern die Stimmung unsers Gemüts, das Verhaltnif unsers innern und eigenthümlichern Lebens zu dem Übersinnlichen, macht das Wesentliche der Religion aus. Angewecht von dieser höhern Begeisterung, denken und empfinden wir gleich **heilig**, ob ein persönlicher Gott sich unserm Verstand offenbart; ob die machtigen Ausströmungen seines unbekannten Wesens nur unser Herz vernehm-

lieher ansprechen, oder ob der Geist jene Wahrnehmungen des Unendlichen zur allumfassenden Einheit verbindet, ohne diese der Fantasie zu verdeutlichen durch Bild und Gestalt. —

Völlig unabhängig von der intellektuellen Erkenntnifs wird die Religion herabgewürdigt und entadelt, wenn der Filosof sie in Anspruch nimmt, als ein Bruchstück der Metafysik, der Sittenlehrer, als die unentbehrliche Ratifikazion einer vorläufig entworfenen Moral. —

Die Religion verhält sich zur Sittlichkeit, wie das Erhabene zum Schönen. Die Vollendung der leztern macht ihre innigere Vereinigung mit der erstern nicht nothwendig, aber ein unfreundliches Verhältnifs lafst sich zwischen beiden nicht denken. Die Religion macht den Menschen weder moralischer noch vernünftiger; aber

je lauterer sein Gefühl von Natur ist, und je freier sich sein Geist emporhebt über jede sinnliche Beschränkung, desto mehr Empfänglichkeit besizt er für die Einweihung in jene ewigen Mysterien der höheren Menschheit. —

Aus der Hand der Religion empfängt das schöne Gemüt nicht die Gesetztafel seiner Pflichten, sondern die „*Magna charta*" der freien Sittlichkeit. —

Die Alten hatten noch eine „religiöse Filosofie;" auch ihre tiefsinnigsten Denker filosofirten mit der ganzen Fülle ihrer gesamten Menschheit. Die Modernen bilden sich nicht wenig ein auf ihre „flosofische Religion" — auf die unselige Bemühung, jeden sinnreichen Mythos zum unbedeutenden Faktum zu verdürftigen, jede individuelle Begeisterung in einen logischen Syllogismus aufzulösen, und alles rein Göttliche

im Menschen hinlänglich mit Vernunft zu legiren, um es als gemeine Moral ausmünzen zu können. —

Willkührlich denken wir uns seitdem die „höhere Welt" immer als die künftige. Sie ist überall gleichzeitig mit der jezigen. Das ewige Leben ist die dem vergänglichen schon inwohnende Seele; wir dürfen nur eben so andachtig und ernsthaft nach ihm trachten, wie die Frommen nach dem künftigen, um seiner Herlichkeit theilhaftig zu werden. —

Jene modernen Religionssysteme, die sich so filosofisch dünken, sind doch samt und sonders nur eine versteinerte Poesie aus der längst revoluzionirten Vorwelt.

Alle Volksreligionen sind Symbole der ewigen Religion; aber nicht Eine hat sich

bewährt, als das alleinige, unvergängliche Abbild derselben. —

Auf jeder Stufe der Entwickelung empfindet die Menschheit im Allgemeinen das Bedürfniſs der Religion, gerade wie das Bedürfniſs der Poesie und der Liebe. Wie die Palmen Indiens und das dürftige Moos auf der Isländischen Eisküste den ewig regen Bildungstrieb der vegetabilischen Natur, unter jedem Himmelsstriche nicht gleich herlich, aber gleich unwiderlegbar verkündigen: — so erkennt auch der Filosof überall in der moralischen Welt jene religiosen und poetischen Urtöne der Menschheit, welche seinen innern Sinn so geheimniſsreich anlocken, aus der verklungenen Heldensage der rohesten Unkultur, wie aus Platons oder Jacobis begeisternden Hymnen.

Wie er an das Leben glaubt, nicht

weil er einen Begrif von ihm hätte, sondern, weil er in der ganzen Schöpfung Lebendiges wahrnimmt, so glaubt er auch an Gott, nicht weil er ein anschauliches Bild von ihm hervorzuzaubern vermöchte durch die Kunstgriffe seiner Wissenschaft, sondern weil er Ahndungen des Göttlichen erkennt in jedem denkenden und empfindenden Wesen,

„vom Barbaren bis zum Griech'schen Seher,
der sich an den lezten Seraf reiht." —

Die Religion war von jeher die einzige wahre Volkspoesie. Je gebildeter das Volk, desto schöner und geselliger seine Religion, aber nicht desto unpoetischer und ärmer. —

Die Volksreligionen durch Metafysik läutern und verfeinern, heisst der Fantasie die Lebensluft auspumpen, um sie bald in

krampfhaften Zuckungen hinsterben zu lassen unter der durchsichtigen, aber enge verschlossenen Glasglocke der Aufklarung.

Durch freundliche Hausgötter nur wird das Volk beglückt und veredelt, nicht durch Einen transzendentalen Gott, den man ihm so vornehm und ungesellig schildert, dafs es in seiner Einfalt ihn unmoglich für etwas Höheres halten kann, als für eine lezte Instanz der Polizei.

Auf dem höchsten Standpunkte der Spekulazion erscheinen Filosofie, Religion und Poesie als eine heilige, untheilbare Dreieinigkeit, für welche selbst die Sprache der Andacht keinen Namen erfand. Wo aber dieses ewig unausgesprochene Wort sich dem sinnlichen Denken offenbarte, geschah es überall unter der menschlichen Hülle der Poesie. Von ihr geht alle

bildliche Religion aus, mit ihr bleibt sie unauflöslich vereinigt, so lange der Wunderglaube an eine höhere Welt und an deren Einwirkung auf unser irdisches Dasein sich frisch und lebendig erhält in dem Geist und in den Empfindungen des Menschen.

Dieses goldene Zeitalter einer kindlichen Religiosität kann in keiner Kirche, wie in keinem Individuum, der Mythologie entbehren. Sie ist nicht der zufällige Schmuck jener heiligen Dichtung, sie ist ihr ein so eigenthümliches Bedürfnis, wie das Wunderbare bei dem höheren Epos.

Aber auch eben so wenig, wie jenes, in Widerspruch mit der Vernunft, so lange eine liberale Filosofie noch keine Ilias nach völlig heterogenen Prinzipien einer streng historischen Kritik als abgeschmackt verurtheilt.

Die poetische Wahrheit ist von der filosofischen nicht etwa dem Grade nach, sondern so wesentlich verschieden, dafs beide als friedliche Parallel - Wahrheiten dem nehmlichen Ziel entgegenstreben müssen, ohne sich jemals zu durchschneiden, wenn nur keine derselben abweicht von ihrer ursprünglichen Richtung.

Die tiefsinnigste Spekulazion wird daher, so lange sie ihre Grenzen nicht verkennt, mit der Religion, als lebendiger Volkspoesie, in einem eben so freundlichen Verhältnifs stehen, wie mit jeder bildenden und veredelnden Kunst überhaupt: indem sie ja alle gemeinschaftlich, als verbundete Kräfte einer höheren Magie, die gesammte Menschheit in ihren heiligsten Tiefen aufregen und erschüttern, nur nicht durch die nehmlichen intellektuellen Organe.

Bayerische
Staa

Eben deswegen entwickelte sich auch die Filosofie der Griechen mit so genialischer Kraftfülle, weil bei diesem harmonisch ausgebildeten Volke der isolirte Verstand es nie wagen durfte, sich zum Despoten aufzuwerfen über die edleren Seelenkrafte; weil das poetische Zartgefühl seine Weisen und seine Künstler gleich wohlthatig begeisterte. —

Verstand und Fantasie sind der Nord- und Südpol des geistigen Lebens. Die mitleren Regionen sind auch hier die bewohnbarsten, aber je sudlicher, desto fruchtbarer und schöner —

Der moralische Kunstsinn war es, der den beweglichen Organismus der hellenischen Gotterwelt so lange vor der Versteinerung bewahrte. Früh genug finden wir schon bei den Unglaubigen des Sokratischen Zeitalters die Tendenz zu einer

vernunftelnden Entsinnlichung des mythischen Volksglaubens. Spätere Versuche, im Geschmack des Heraklides Pontikus, die filosofische Wahrheit und die sittliche Unsträflichkeit jener anmutigen Dichtungen durch nüchterne Allegorieen zu retten, scheinen sogar einer ganz ähnlichen Auslegungskunst der modernen Theologie zum Musterbilde gedient zu haben. Und hätte es jemals in dieser Blütenperiode der menschlichen Kultur einer gesezgebenden Kirchenversammlung von engherzigen Sofisten einfallen oder gelingen mögen, aus Homers Rhapsodieen, oder aus Bruchstükken der Tragiker, durch Pindarische Siegshymnen ergänzt, und erläutert durch einige Platonische Gespräche, einen eisernen Glaubenskanon zusammenzuschmieden, so wären früher schon die lebendigen Töne der mythischen Natursprache zu einem achzen-

den Nachhall verklungen, und die freiathmende Begeisterung der religiösen Fantasie eingebannt worden in eine todte Buchstabenschrift, deren grammatische Intoleranz auf kein Jota Verzicht thun darf.

Aber dieser Mifsgrif der Spekulazion war einem trübsinnigen Jahrhunderte vorbehalten, wo der gelähmte Geist der Freiheit auch in der intellektuellen Welt gegen eine alles unterjochende Willkühr vergebens hinankämpfte. Die zartesten Elemente eines neuen Götterglaubens, der sich eben erst in den sittlichen Gemütern zu entwickeln begann, und der so vorzüglich noch einer poetischen Pflege bedurfte, um sich allmählich zu einer reizenden und selbständigen Mythologie emporzubilden, wurden frühzeitig mit einer ganz heterogenen Masse verschmolzen; und eine herschsüchtige, selbst noch unmündige Filosofie

übernahm die Erziehung der künftigen Geschlechter nach strengen aber schwankenden Prinzipien einer einseitigen Verstandeskultur.

Dem barbarischen Zeitalter, welches dem Christenthum zur Pflanzschule diente, nicht dem Geist, der es ursprünglich beseelte, darf man es vorwerfen, dafs gerade aus ihm so frühzeitig jener illiberale Vernunftfanatismus hervorging, der den Namen desselben Jahrhunderte lang usurpirte: jenes Zwittersystem von Spizfindigkeit und Mystizismus, welches, gleich-feindselig gegen echte Religion und reine Filosofie, doch beiden schlau genug zu huldigen schien, um, durch ihre gemeinschaftliche Magie unterstüzt, sich der Alleinherschaft über die sittliche Welt desto sicherer zu bemeistern. —

Die gehaltreichste Poesie entartet in

Unvernunft, so bald sie ohne Vorsicht verpflanzt wird auf den unheimischen Boden einer ihr völlig fremdartigen Spekulazion; und nicht selten verwandelt sich dort die reizende Blüte einer religiosen Wahrheit zur herben Frucht eines moralischen Irrthums.

Eine isolirte Ungereimtheit würde so leicht nicht Eingang finden, auch bei dem unkultivirtesten Volke. Aber ein System von Ungereimtheiten imponirt immer in Masse; und ganze Geschlechter üben wohl alsdann mit eitlem Wohlgefallen ihren Scharfsinn an einem gigantischen Räthsel, dessen tiefern Sinn sie um so erhabener wähnen, je schwieriger es ihnen wird, ihn zu erahnden, oder ihm einen befriedigenden unterzuschieben. —

In Rafaels Gemählden müssen wir den Geist des christlichen Glaubens erforschen, nicht in den schriftlichen Denkmalen seiner filosofischen Ausleger. Denn auch er hat sich nur auf den zarten Fittigen der Kunst emporgeschwungen in eine höhere Region, nachdem seine ursprüngliche Form in den Grüften der Vergangenheit allmählich erstarrt war — zur heiligen Mumie. Traurig genug, dafs selbst die Begeisterung seiner talentvollsten Dichter nicht aus dem „lauteren Strome" geschöpft wurde, „der klar, wie ein Krystall in dem neuen Himmel entspringt," sondern nur aus jenem wunderbaren Siechenteiche Bethesda, welcher auf der alten, noch unverwandelten Erde zurückblieb als stehende Lache, seit der Engel des Herrn nicht mehr hinabstieg, sein Gewässer zu bewegen.

Auch ihnen, wie den moralischen Bilderstürmern der ausgearteten Kirche, ist die Ertödtung der Sinnlichkeit, nicht ihre Verklärung durch das Verschmelzen reinmenschlicher Gefühle mit übersinnlichen Ahndungen, der geheimere Sinn jener gemisdeuteten Lehre von der Wiedergeburt des inneren Menschen zu einer gottähnlichen Gesinnung. Wo aber das Himmlische selbst so dürftig erscheint, wie sollte es dem Irdischen noch Glanz und Schönheit mitzutheilen vermögen! —

Das filosofisch misverstandene Christenthum hatte, durch Einführung einer falschen Perspektive in die wissenschaftliche Religion, Jahrhunderte lang das anziehende Gemälde des religiösen Lebens völlig unkentlich gemacht und verzerrt. Verhältniswidrig und abschreckend in der Nähe

schien die Andacht, wie die Moralität jener geschmacklosen Periode nur auf die künftige Welt berechnet; und die Frommen mußten sich mit dem Glauben behelfen, daſs jenes sittliche Kunstwerk von dort aus betrachtet sie wohl einst wieder mit der verlorenen Gegenwart aussöhnen würde.

Die ascetischen Selbstbetrachtungen des noch heidnischen Antoninus, wie die ganze Tendenz der neueren Stoiker, scheinen indeſs zu beweisen, daſs auch ohne Dazwischenkunft des Christenthums, aus dem bloſsen Bedürfniſs einer räsonirenden Frömmigkeit, sich allmählich jene mönchische Selbstbeschauung entwickelt haben würde, die so lange, als ein eben nicht zu beneidendes Vorrecht der modernen Religiosität, gegolten hat.

Die einseitige, aber nicht gehaltlose Ausbildung des rohen Mittelalters durch das dogmatische Christenthum, und der unverkennbare Einfluss desselben auf die spätere Geistes- und Sittenkultur der so ungleich organisirten Völker des modernen Europa, haben die auffallendste Ähnlichkeit mit einer streng religiösen Privaterziehung, deren wohlthätige oder verderbliche Folgen gemeiniglich durch die ursprünglichen Charakteranlagen jedes Einzelnen bestimmt und modifizirt werden.

Den trübsinnigen, oder weichlichen, wenn auch nicht talentlosen Jüngling, macht eine bigotte Erziehung am gewöhnlichsten für sein ganzes Leben zum Sklaven priesterlicher Vorurtheile: den geistreichen, aber flachen Kopf in der Regel zum religiösen, und, was noch schlimmer ist, zum moralischen Freigeist, weil

er früh gewöhnt worden, auch die Prinzipien der Sittlichkeit blofs aus schwankenden, vielleicht unhaltbaren Religionsvorstellungen abzuleiten. Das Genie hingegen, den in der Jugend schon ernst fühlenden, andachtsbedurftigen und fest organisirten Denker, mag wohl jene Spartanische Zucht des inneren Menschen auf lange Zeit ungluecklicher machen, aber sicher verdankt er zuletzt gerade ihr jene kraftvollere, gediegnere und gelauterte Uberzeugung von Wahrheit und Tugend, die noch Keinem zu Theil ward, der immer feigherzig zurückbebte vor der schauderhaften Einweihung in die Mysterien des Zweifels.

Wenn wir in unsern offentlichen Büchersälen die ungeheure Masse von theologischem Wahnsinn überschauen, die wohlthatiger schon zusammmenmodert uber den

unfruchtbaren Steppen der ehemaligen Gelehrsamkeit, so ergreift uns unwillkührlich ein schwermütiges Mitleiden mit der betrogenen Menschheit, die ein Jahrtausend hindurch alles Mark der Wissenschaften, des Scharfsinns und des Genies einem so gefühllosen Gözen geopfert. Und mit gerechtem Unwillen wendet die jezige Generazion ihren Blick ab von diesen Katakomben des Aberglaubens.

Je sorgfaltiger wir aber an dem Leitfaden einer besseren Filosofie das Labyrinth der modernen Geschichte durchwandern, bis wo sein Ausgang sich allmählich in hellere Regionen verliert, desto geneigter fühlen wir uns wieder, selbst in diesen misglückten Abenteuern des Mittelalters weniger den Zweck, als den Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit zu bewundern, wodurch der menschliche Geist sich zu

einer Selbständigkeit emporgearbeitet, die ihm, ohne jene Riesenanstrengung, vielleicht auf immer unerreichbar geblieben ware.

Auch diese handfesten Theologen, diese mit einer gewichtigen und zweischneidigen Dialektik ausgerüsteten Scholastiker ahndeten nicht unprofetisch die verborgene Fundgrube ewiger Wahrheiten. Wo nur die magische Wünschelruthe der Religion hinzuckte, da arbeiteten sie sich unermüdet in die Tiefe hinab; und wenn das feste Gestein, das sie zerstuften und emporwarfen, auch selbst noch kein köstliches Erz enthielt, so haben sie doch zuerst den Felsenboden gesprengt, durch welchen wir hindurch mufsten, um jene reichhaltigeren Gänge zu entdecken, welche wir nun später mit so belohnender Mühe verfolgen, um gediegene Goldstufen zu erheben. —

Auch die Grubenlichter einer trüben Schwärmerei, mit welchen jene unterirdischen Bergeinsiedler sich begnügten, waren angezündet an der heiligen Flamme einer religiösen Spekulazion. Und im Freien, unter dem Sternenhimmel jener langen Nacht der verfinsterten Erde, wurde zugleich der geistige Mystizismus zu einer herzerhebenden Astronomie ausgebildet von dem einfaltigen Nomadenvolke des religiösen Glaubens.

Der Mystizismus, in der edelsten Bedeutung des Wortes, hat sich unter allen Verwandelungen des kirchlichen Systems, nicht als eine Kezerei erhalten, sondern vielmehr als der ursprüngliche, als der Johanneische Dialekt des Christenthums; als —

„Liebe zu Christus,
die den Geliebten der engen, der dunkeln
Wissenschaft vorzieht." —

Als solchen finden wir ihn noch rein und wohlklingend in dem Leben, wie in den Schriften jener heiligen Anachoreten, die auch mitten in der Welt sich freiwillig absonderten von den Altaren jeder ungöttlichen Weisheit, um auf ihrer schwebenden Insel ein kindliches Geschlecht von Glaubigen fortzupflanzen von den Tagen des Jüngers an, „den Jesus lieb hatte," bis zu der spatesten Gemeine —

„Wo der feurige Christ die Herabkunft
Gottes empfindet,
wenn ein brüderlich Volk, durch das Blut
des Bundes geheiligt,
vor dem Versöhner der Menschen in Jubellieder sich ausgiefst." —

Aber gerade weil jener Dialekt nicht lange der herschende blieb, wurden auch überall diejenigen, die ihn noch unverfalscht bewahrten, von den Knechten der Hohenpriester und Schriftgelehrten sogleich als Fremdlinge erkannt, und zurückgehöhnt: „Eure Sprache verräth euch!" —

„Thuet dies und jenes, auf dafs euch Gott liebe!" — so lautete von jeher das engbrüstige Moralprinzip der farisäischen Orthodoxie. Der liberalere Mystizismus sprach herzerhebender, filosofischer und schöner: „Liebet Gott über alles, und thut, was ihr alsdann wollt!" —

Die relative Unvernunft eines willkührlichen Systems von Meinungen und individuellen Ansichten, kann durch Poesie allein gemildert werden und geadelt. Dies thaten die Mystiker, indem sie auch die dürftigste Form des Glaubens, wie ihnen

solche von der zufälligen Kultur jedes Zeitalters dargeboten ward, nicht etwa durch spekulativen Kunstfleifs zierlicher ausbildeten, sondern unsterblich beseelten durch religiöses Gefühl. Immer und überall hingegen verrieth die herrschsüchtige Dogmatik die thörichte Hofnung, durch die blofse Verülgung jener höhern Poesie wohl endlich noch der absoluten Unvernunft zum Bürgerrecht in der Filosofie zu verhelfen. —

Auf der Verwechselung der filosofischen Ansicht mit der poetischen beruht in der Regel jedes unauflösliche Misverständnifs bei Streitigkeiten über die Religion, wo beide Theile nicht selten, auch bei dem unleugbarsten Widerspruch der Ausdrucke, in der Hauptsache vollkommen übereinstimmen. Der Mystizismus, aufrichtig und liberal in Filosofie übersezt,

enthielt meist immer nicht blofs mehr Wahrheit, sondern selbst unbescholtnere und der jedesmaligen Zeitkonvenienz angemefsnere Orthodoxie, als die prosaische Dialektik ihrer stumpfsinnigen Widersacher.

Den Mystikern war es überall um die Religion zu thun, ihren Verfolgern um die ihrige.

Kein gegenseitiges Mifstrauen ist so ungegründet, wie das der Frommen und der Weisen. Als wäre der echte Christ nicht ein praktischer Filosof, wie der echte Filosof ein praktischer Christ. —

„Aber auch der Gözendiener des religiösen Aberglaubens?" — Ist denn die Zeit schon erfüllet, „da niemand mehr anbeten soll weder zu Jerusalem noch auf den Bergen, sondern einzig im Geist und

in der Wahrheit?" Bis dahin bleibe doch jedem der Altar seiner Väter oder seiner eigenthümlichen Überzeugung vergönnt! Wo Einmal Konsequenz der filosofischen Ideen mangelt, was möchten wir da noch ehren und hochachten im Menschen, wenn nicht die Konsequenz der Empfindungen?

Und warum wollten wir bei dem Heiligenbilde, das den gefühlvollen Schwärmer zu so inbrünstigen Gebete.. begeistert, nichts denken, als den leblosen Stein, oder die dürftige Kunstform? Ist der isolirte Verstand, der seinen Gott aus armseligen Begriffen zimmert, weniger ein Götzendiener, als das genialische Herz, wenn es mit glühender Sehnsucht schon aus dem einfachsten Symbole den seinigen erahndet? Auch die sinnlichste Andacht ist als ein schönes Empfindungsbedürfniss überall ehrwürdiger als jene frostige Klugheit des Spötters, der

von dem Heiligsten nichts zu fassen vermag, als dessen leichtfertige Parodie. Nicht das unbeseelte Blatt, nicht die flüchtigen Züge einer kunstlosen Schrift, sondern die herbeigetauschte Gegenwart seiner Geliebten, ihr Genius hinschwebend über diese magischen Sinnbilder — begeistern den Liebenden, wenn er jene voll namenloses Entzückens mit seinen zitternden Lippen berührt.

Der hartnäckige Kampf mit religiösen Vorurtheilen ist in der Jugend eine gymnastische Übung des Geistes, welche den künftigen Filosofen seine Kräfte schon früher kennen, und sie geschmeidiger ausbilden lehrt.

Auch bei einer klösterlichen Erziehung, deren Beruf es scheinen mochte, die Springfedern der Seele nur durch den Druck

zu lähmen, wird doch unwillkührlich die intellektuelle Bildung jedes reicher organisirten Kopfes schon von der ersten Empfänglichkeit des Gemüts an so innig mit der sittlichen verschmolzen, jedes höhere Bedürfnis des Menschen so frühzeitig geweckt, und sein Herz so geheimnisvoll angesprochen, dafs der gefühlvolle Denker entweder unterliegen mufs dem Zauber einer überirdischen Schwärmerei, oder seinen Geist allmählich erheben zur klaren Anschauung der freiesten Wahrheit.

Aber den Zeitpunkt, der jener feierlichen Entscheidung vorangeht, bezeichnet gewöhnlich ein bürgerlicher Krieg zwischen allen empörten Gewalten seines inneren Lebens.

Der Jüngling steht eben in der Blüte seiner sinnlichen Kraft beinah vollendet da; sein Verstand wird von Ideen, sein

Herz von Empfindungen bestürmt, die sich gegenseitig zu keiner Harmonie auflösen. Nicht blofs gegen Zweifel und Irrthum gilt es nun einen redlichen Kampf, sondern vorzüglicher sogar gegen ein sittliches Zartgefühl, das jene beschützt, und sich noch lange gegen jede bessere Überzeugung sträubt, wenn es solche auch nicht mehr zu entkraften vermag.

Die gesamte Natur des Menschen wird alsdann von diesem unruhigen Skeptizismus vielleicht tiefer ergriffen und heftiger erschüttert, als von irgend einer nur sinnlichen Leidenschaft. Alle Elemente seines Wesens scheinen in Widerstreit gegen einander, und mit trostloser Sehnsucht blickt er nach dem schweigenden Himmel, ob nicht eine Hand aus den Wolken ihn rettend emporhebe aus diesem drohenden Schiffbruch.

Aber nicht aufser ihm, sondern in den Tiefen seiner eigenen Brust soll er den Talisman finden, der die Räthsel seines Innern zu lösen, und die Stürme des Zweifels zu beschwigtigen vermag. Jenen festen Willen, mit Einfalt des Herzens und Lauterkeit der Gesinnung nicht dem nächsten, sondern überall dem edleren Ziel entgegenzustreben, und lieber einem übermächtigen Verhängnifs mit Würde unterzuliegen, als ihm auszuweichen mit feigherziger Trägheit.

Jedes Anschliefsen an eine bestimmte Form der Frömmigkeit erheischet eine eigenthümliche Stimmung des Gemüts, die wir in einem filosofischen Sinn eben so richtig, wie im theologischen einen innern Beruf nennen mögen. Die Neigung des Herzens, das Unendliche zu ver-

sinnlichen, muſs mit der spekulativen Denkweise wenigstens so genau zusammentreffen, daſs aus ihrem Zwiespalte keine Verhaltnisswidrigkeit des Charakters entsteht. Ist dieses Gleichgewicht einmal aufgehoben, so bedarf gerade der gefühlvollste Selbstdenker am ersten einer völligen Unabhangigkeit des Geistes, um die unfreiwilligen Widersprüche seines Innern harmonisch zu lösen; und nur aufserhalb jeder positiven Religiosität vermag er alsdann jene Einfalt des Sinnes und jene Übereinstimmung des sittlichen Menschen wieder zu erlangen, welche die Neofyten des Glaubens oft sicherer und glücklicher im Schoofse derselben bewahren. —

Nie aber wird der zum Weisen gelauterte Religionsschwarmer jene frühere Poesie des geistigen Lebens und ihren romantischen Inhalt herabwürdigen durch

spätere Parodieen einer profanen Vernunft. Nur der flache, gehaltlose Kopf, nur das kalte, verwitterte Herz verspottet, was einst heilig und ernst war dem beseelten Gefühl.

Keine getenschte Liebe kann in der Jugend das Herz mit so zärtlicher Wehmut erfüllen, als die allmahliche Entzauberung eines mythologischen Glaubens, der uns bis an die Grenze der Ideenwelt als ein heimischer Genius umschwebt hatte. Noch lange, wenn die strengere Filosofe schon seine Tempel verödete, schlagen von dorther die lieblichen Töne eines spät verhallenden Echos an unser inneres Ohr; und zurück sehnen wir uns oft noch als Denker nach jenem heiligen Wahne, der einst dem Ursprung dieses melodischen Hauches eine willkührliche Göttergestalt

lich. Doch wie der Liebende wohl seine Braut, nicht aber jenes hochherzige Gefühl einbüfst, mit dem er sie einst so inbrünstig umfing, so retten auch wir dann aus den Ruinen unsers zertrümmerten Systems das Köstlichste, was es enthielt, das reine Bedürfnis einer sittlichen, auch die kühnste Spekulazion veredlenden Andacht.

In der heitern Sommernacht einer jugendlichen, noch unschuldigen Fantasie erblicken wir alle, mit welchem kindlichen Entzücken! die ewigen Sterne der Religion. Sie erblassen und verschwinden allmählich, wie die Morgenröthe der spekulirenden Vernunft immer höher und siegender emporstralt. Aber auch trotz der blendenden Helle ihres allverbreiteten Lichtes vermag unser Geist noch immer den Genufs jenes festlichen Anblicks zurückzu-

zaubern, wenn er sich ruhig hinabsenkt in die heilige Tiefe des sittlichen Gefühls.

Das religiöse System eines Menschen ist immer der Abdruck seines Herzens, die sichtbare Form seiner innern Sittlichkeit. Aber dies gilt nur von seinem selbst erfundenen, oder aus freier Überzeugung gewählten System.

Denn bisweilen treffen wir auch klassische Seelen vom edelsten Styl, welche durch ein späteres, ihnen gewaltsam aufgeprägtes Religionssystem so unkentlich geworden, dafs man sie jenen verlorenen Meisterwerken des Alterthums vergleichen mochte, welche die geschmacklose Unwissenheit des Mittelalters vertilgte, um die halbverwischten Blatter mit Mönchslegenden zu überschreiben. Mit wehmütiger Sorgfalt sucht alsdann der moralische Ken-

nerblick die Grundlinien der Urschrift wieder herzustellen — geling' es ihm auch nur einige köstliche Bruchstücke derselben zu retten.

Alle sinnliche Freigeisterei, welche mit jugendlichem Übermut das Heilige nur verspottet, zeuget von Rohheit des Gemüts, nicht von Kraft der Seele, und löset sich daher am häufigsten in Erschlaffung wieder auf. Der frecheste Unglaube jedes profanen Weltlings ist gewöhnlich nur der heimliche Vertraute und der verkappte Repräsentant eines gleich verächtlichen Aberglaubens, der späterhin, aber desto unumschränkter, seine Herschaft wieder geltend macht. —

Die so genannten Bekehrungen leichtsinniger Freigeister sind meistens dem Arzte interessanter als dem Filosofen. Sie

sind bei physischen oder moralischen Krankheiten ein gleich bedenkliches Symptom, welches das allmähliche Hinschwinden der sinnlichen Lebenskraft ankündigt.

Jene Schwächlinge werden dann nicht eigentlich, nach dem theologischen Ausdruck, „wie ein Brand aus dem Feuer," sondern wie abgeglühte Kohlen aus der Asche gerettet, um an hohen Festen der triumfirenden Kirche das priesterliche Rauchfafs zu füllen.

In der Jugend, ehe das Herz seine Kräfte, der Geist seine Reichthümer verschwendete, ehe das eitle Gewühl des Lebens das ursprüngliche Bedürfnis einer ruhigen Heimat in unsern Busen erstickte — nur da sollen wir einreifsen und bauen, auf dafs wir einst sicher und sorgenlos wohnen, wie früh oder wie spät wir auch

zurückkehren mögen aus der Fremde der Spekulazion.

Bedauren dürfen wir den genialischen, noch kraftvollen Jüngling auch alsdann nicht, wenn ein Donnerschlag des Schicksals ihm das trügende Gewölbe fremder Grundsäze einschmetterte, über welchem er sonst vielleicht unbesonnen genug das Gebäude seiner sittlichen Glückseligkeit aufgeführt haben möchte. Denn für ihn gerade, dem doch die väterliche Wohnung nicht lange mehr genügen würde in ihrer alterthümlichen Einfalt, ist es eine Wohlthat des Himmels, daſs er mächtig gewarnt werde, unhaltbare Grundmauern nicht mit einer verhältniſswidrigen Last von oben zu beschweren. Mit den Trümmern seiner eingestürzten Burg möge er weiter bauen; aber fest und gediegen, nach Einem Plane gegründet und vollendet, sei jedes Meister-

werk der Kunst wie der Weisheit, der Religion wie der Glückseligkeit!

Die merkwürdige Revoluzion, welche der allgemeine Geist des Zeitalters während der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erlitten, und die seitdem herschende Ansicht göttlicher Dinge, gehört weniger in die eigentliche Kirchenhistorie als in die filosofische Geschichte der Menschheit. Denn das allmähliche Resultat derselben war nicht, wie in früheren Epochen, die bloße Umgestaltung einer verjährten Dogmatik, sondern die Entheiligung der Gemüter durch eine mutwillige, allen religiösen Sinn entwurzelnde „Welt-Weisheit."

Die Aufklärung der Französischen Enzyklopedisten war ein lezter Versuch, den

die alles entnervende Frivolität im Groſsen anstellte, um von dem längst schon übertünchten Tempelgewölbe der Natur und Menschheit alle noch anstöſsigen Flecken von Religion und Poesie, jedes schüchterne Wölkchen, das noch unwillkührlich den Himmel andeuten möchte, rein abzuwaschen und zu vertilgen.

Aber durch ihr unvorsichtiges Reiben und Scheuern ward glücklicher Weise die Entdeckung befördert, daſs jene herrliche Kuppel nur später von talentlosen Kunstjüngern mit Wasserfarben übermahlt worden, während ein genialisches Freskogemählde aus edleren Zeiten sich hinter dieser armseligen Verschönerung noch frisch und unversehrt erhalten. Und so sehen wir nun muntig und froh einen Tag der Restauration einbrechen, der einst wieder jenem heiligen Gewölbe seinen alten, ehr-

würdigen Schmuck, und dessen erhabenen Inhalt zurückgiebt.

Redlicher und ernsthafter — wie es dem Deutschen Geist eignet und gebührt — wurde bei uns jene vielversprechende Vernunftkultur, nicht als eine gesellschaftliche Liebhaberei, sondern als strenge Wissenschaft betrieben.

Nicht dem mutwilligen Wize, sondern einer methodischen Filosofie wurde die Vormundschaft angetragen über das noch für unmündig erklärte Menschengeschlecht. Die Religion solte nicht vertilgt, nur unschadlich gemacht, und nach freiwilliger Verzichtleistung auf ihren angebornen Adel von neuem bestätigt werden in allen ihren bürgerlichen Rechten.

Die Deutsche Aufklärung war eigentlich nur ein potenzirter Protestantismus.

Sie hatte unstreitig zu ihrer eigenmächtigen Insurrekzion gegen die bisherige Form des religiösen Denkens ein eben so gültiges Recht, wie das frühere Lutherthum zu der seinigen, und überdies noch das Glück, wenn nicht das Verdienst, keinen politischen Zwiespalt wieder anzufachen, um dem Reiche der Meinung eine ausgedehntere Herschaft zu sichern.

In der allgemeinen Kette unserer modernen Geistesentwickelung war auch sie wohl ein nothwendiges Glied. Wie man zu Anfang der Reformazion die kirchliche Überlieferung mit dem geschriebenen Buchstaben bekämpft hatte, so stellte man jezt überall das Wissen dem Glauben, den Begrif dem Gefühl entgegen. Einseitig genug wurden hier, wie dort, jene Grundsäze befolgt und angewendet; aber Scharfsinn, Kritik und Gelehrsamkeit mußten noth-

wendig durch sie beide befördert werden, wenn auch nur als unentbehrliche Hülfsmittel der Polemik.

Allein, wenn das Lutherthum innerhalb seiner positiven Grenzen die Filosofie ganz richtig als eine feindliche Macht behandelte, so konnte die Aufklarung dieser Bundsverwandtin um so weniger entbehren, da die thatigsten Bemühungen der ersteren keinen andern Zweck hatten, als jene willkührlichen Grenzen in die so genannten natürlichen des Deismus zu verwandeln.

Aber kaum war es ihr gelungen, die positive Religion zu unterjochen, als sie selbst wieder zur Erhaltung ihres eroberten Reichs eine Intoleranz ausubte, zu der sie durch ihr eigenes System weit weniger befugt war, als die besiegte Nebenbuhlerin durch das ihrige.

Jeder genialische Glaube, dem die spätere Grenzlinie nur entfernter schien, nicht weniger willkührlich, jede kühnere Filosofie, die sich noch über dieselbe hinaus wagte, wurden beide gleich unerbittlich geächtet, als „Verbrecher gegen die beleidigte Vernunft." Und gerade durch diese engherzige Selbstbeschränkung verrieth die Aufklärung schon frühzeitig einen sie selbst auflösenden Widerspruch mit den liberaleren Grundsazen, denen sie einst ihr Dasein und ihre Siege verdankte. Unbesonnen, wenn ihr im Voraus ein Ziel gesteckt war, hatte sie den freiesten Forschungstrieb geweckt und die heldenmüthigste Spekulazion losgesprochen von allen kleinlichen Rücksichten auf irgend eine alleinherrschende Denkart; und wie dem Zauberlehrling fehlte ihr nachher das Beschwigtigungswort, um jene selbst-

thätigen Mächte wieder zur Ruhe zu bannen.

„Die sie rief, die Geister,
ward sie nun nicht los." —

So bildete sich, wohlthatig für die Zukunft, im Schoofse der Aufklärung eine kraftvolle Reakzion gegen sie selbst. Dem filosofischen Geist wurde eine strengere Konsequenz, dem religiösen Gemüt eine freiere Ansicht des übersinnlichen Lebens zum dringenden Bedürfnis; und nur aus der gemeinschaftlichen Verschmelzung dieser nicht mehr feindseligen Elemente dürfte späterhin wohl eine höhere Weisheit hervorgehen, die sich in einem schoneren und bedeutungsvolleren Sinne bewahren wird als die Filosofie des Menschen.

Das erste jener Bedürfnisse scheint Lessing unter allen seinen Zeitgenossen am

lebhaftesten empfunden, das zweite nicht ohne Scharfsinn geahndet zu haben. Aus dem helleren Standpunkt einer überlegenen Spekulazion konnte er sich allein schon überzeugen, dafs in dem moralischen Gebiete des Universums die Religion nach der Weltgegend hin nicht liege, wo auf den zierlichen Landkarten unserer aufgeklarten Geografen die Grenzlinien dieser unbekanten Insel eben so scharf als willkührlich verzeichnet worden — gegen die nördlichste und unfruchtbarste Zone der menschlichen Erkenntnis. Dieser offenbare Mifsgrif einer so übermütigen Un-Weisheit genügte seiner geistreichen Polemik, insofern diese dadurch berechtigt ward, die Unfehlbarkeit ihrer Gegnerin und die ganze Vermessungskunst derselben in Rucksicht der intellektuellen Welt, als verdachtig in Anspruch zu nehmen; wie wenig seine

eigenthümliche Filosofie sich selbst auch berufen fühlte, einen neuen Weg nach Indien zu entdecken, oder ihre Hütte aufzuschlagen unter den einsamen Palmen jenes „heiligen Landes." —

Lessing gesteht selbst, dafs er nur durch die Kritik ein Dichter war, und wir dürfen vielleicht hinzusezen — nur durch die Vernunft ein religioser Filosof. Keine fruchtbare Idee, keine gehaltreiche Empfindung, kein unvertilgbares Bedürfnifs der edleren Menschheit, konnte freilich durchaus fremd bleiben einem so reich organisirten und so vielseitig ausgebildeten Kopfe; aber dennoch tragen seine Schriften wohl nirgends das Gepräge eines platonisch-inspirirten Weisen.

Von Religion und Poesie konnte er uns daher nur mit der Reifsfeder seines spekulativen Scharfsinns die Schattenum-

risse treu und bestimmt aufbewahren, welche beide unter dem gegebenen Seitenlichte der Vernunft auf die Fläche seiner Fantasie zurückwarfen. Vergebens würde er es versucht haben, uns ein Göthisches oder Jacobisches Gemählde hinzuzaubern, da er jene zartkolorirten Gestalten selbst nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, noch weniger die lebendigen je umarmt hatte im Rausche der Begeisterung.

Auch war es vorzüglich nur das Einseitige, das Halbe, das Unfilosofische, was Lessing an den Aufklärern rügte, nicht das Irreligiöse. Eine Filosofie, die seine Vernunft befriedigte, war ihm allein dringendes Bedürfnis, und seine feurige Seele verzehrte nur eine intellektuelle Sehnsucht.

„Sein Gefühl war," nach Mendelssohn, „mehr ein Gefühl des Verstandes und des

Scharfsinnes, als des sanften, sittlichen Herzens; sein Charakter hatte mehr Wahrheit und Gröfse, als Theilnehmung und Zärtlichkeit." —

Erhaben über den Geist des Zeitalters, der sich mit einem System von einzelnen Wahrheiten so fragmentarisch begnügte, strebte Lessing immer und überall nach jener untheilbaren, allgemeinen und ewigen Wahrheit, bei deren Erforschung wir vor keinem traurigen Endurtheil zittern, vor keiner schauderhaften Entdeckung zurückbeben dürfen; weil gerade sie, nach der strengsten Sichtung alles Unlautern und Fremden, in ihrem innersten Mittelpunkt alles Unvergängliche wieder bindet und vereinigt, was dem Verstand unentbehrlich, den Empfindungen heilig bleiben mufs.

Durch diesen unbestechbaren Sinn für die höhere Wahrheit, und durch den festen

Blick, mit welchem er jede ihm entgegentrozende Schwierigkeit ins Auge faßte, ohne dem Vordringen des kühneren Forschungsgeistes auch ein noch so entferntes Ziel willkührlich zu bestimmen — nur dadurch wurde die Lessingische Polemik für alle Zweige der menschlichen Ausbildung so wohlthätig und bedeutend. Nicht aus Muthwillen eines witzigen Kopfes, wie er so oft beschuldigt wurde, sondern aus aufrichtiger Antipathie einer gesunden, klaren Seele bekämpfte er jede schiefe Tendenz, jeden gelähmten Skepticismus der damaligen Aufklärung — aber niemals das Licht, das auch sie, mit oder ohne Absicht, verbreitete über irgend eine bisher verdunkelte Region der Wissenschaft oder des Lebens. Nicht zu früh solte das Menschengeschlecht ihre Bildung für vollendet ansehen; aber noch weniger hatte Lessing es zurück-

stoſsen mögen unter die Vormundschaft einer barbarischen Vorzeit.

Nur in diesem Sinne polemisirte er auch so ernst und unverhohlen gegen die triumfirende Unbedeutsamkeit der modernen Theologie; und seine groſse Ansicht des Christenthums beweist hinlänglich, aus welchem hohen Standpunkt er auch die inneren Bedurfnisse der Menschheit überschauete. Eine Ansicht, die ihm allein schon unter Glaubigen und Denkern den ehrwürdigen Ruhm eines Kirchenvaters sichern solte, wenn gleich der nie verleugnete Geist seiner ursprünglichen Filosofie uns nicht unmittelbar berechtigt, diesen Profeten „eines neuen Evangeliums" zu dem priesterlichen Geschlecht andachtiger und echt religioser Hierofanten zu zahlen.

Aber gehören denn in diese letztere Klasse vorzüglicher als Er, jene Renegaten der fortschreitenden Vernunftkultur, welche seitdem durch unwirksame Zauberformeln einer verjährten Theosofie die verscheuchte Religion wieder herbeizubannen versuchten? Wer leugnet die Erhabenheit und die Würde, welche Meisterwerke der gothischen Baukunst aus dem imponirenden Mittelalter so feierlich charakterisiren? Aber die gothischen Dekorationskapellen in unsern modernen Garten bleiben nichts desto weniger eine bedeutungslose Spielerei. Und nur mit diesen, nicht mit jenen, möchten sich wohl die meisten Kunstgebilde eines blofs geschmacklosen Mystizismus vergleichen lassen, die, zusammengehämmert ohne Salbung und religiösen Sinn, mehr die Parodie scheinen, als die Palingenesie eines gehaltreichen Christenthums.

Als liefse sich die Religion wieder aufwecken durch den nüchternen Enthusiasmus einer oft unweisen Polemik gegen unwesentliche Formen! Als mangelte uns blofs ein alterthümlicheres Opfergefäfs, um den längst verwitterten Geist der Andacht wieder einzufangen! Als wäre nicht auch in der geistigen Welt, wie in der fysischen, das Leben allein unsterblich, seine Erscheinung vergänglich, und nie wiederkehrend, als unter ewig verwandelten Gestalten!

Aber eben deswegen wird auch keine Spekulazion, keine Aufklärung und kein Unglaube die Welt jemals völlig entgöttern. Die gemachte Religion möge immer wieder verdrängt werden durch ein neues Machwerk. Die wahre, die gleichewige mit dem Universum, bewährt sich durch alle Epochen der Weltgeschichte als

die allmächtige, auch wenn sie die unbekannte war.

Den Sterblichen entrissen, oder zum Schreckbild entstellt von einer finstern und schelsüchtigen Weisheit, wird sie ihnen freundlicher zurückkehren aus den Händen einer vollendeten Filosofie,

„wenn ihre Wissenschaft, der
Schönheit zugereifet,
zum Kunstwerk wird geadelt sein!"

Alle streng filosofische Spekulazion ist eine höhere Chymie der sittlichen und intellektuellen Natur. Ihr Geschäft ist, das Lebendige aufzulösen und zu ertödten, um die Geseze des Lebens zu erforschen. Die Religion allein ist die Poesie der Seele, und als solche der Hesperus der wahren Filosofie — ihr Morgen- und Abendstern zugleich. Nur dem Blindgeborenen leuchtet

er vergehens, und von dem umwolkten Himmel sendet auch er nur blassere und matte Schimmer herab. So gab es überall irreligiöse Charaktere, so dunklere und hellere Jahrhunderte. Doch die Nebel loschen die Sterne nicht aus, die sie zufallig verbergen; die Astronomen erfinden diejenigen nicht, die sie glücklicher nur entdecken.

Aber immer um die willkührliche Himmelskarte scheint es den mechanischen Reformatoren zu thun, nicht um die ewigen Gestirne selbst: um poetische Sternbilder, nicht um den hohen poetischen Geist, der allen Religionen gemein ist.

Darum möchten auch bei uns noch, Gutmütige vielleicht! den Katholizismus wiederherstellen. Wiederherstellen? — Als schwiege ihnen die Geschichte der Vor-

welt! Konnte denn Julian mit der vereinigten Gewalt des Filosofen und des Alleinherschers die verwitterte Staatsreligion wieder aufblühen heifsen? Vermochte es wohl die furchtbarste aller Revoluzionen, durch Hekatomben von Menschenopfern den entseelten Leichnam des antiken Republikanismus wieder ins Leben zurückzurufen?

Religiös mögen auch wir werden, so sehr es die Kirche je war in den heiligsten Epochen des Christenthums. Freier und glücklicher vielleicht, als Griechen oder Römer in den bewundertsten Zeiten ihres sittlichen Wohlstands — aber auf unsere Weise, unter veranderten Formen.

In Jerusalem darf das alte Bundesvolk nicht mehr opfern; aber überall, wo sie anbeten, richten die frommen Nachkomm-

Lage dieses priesterlichen Geschlechts ihr Angesicht nach dem Orient.

Der Garten Gottes, die Welt, ist nicht eine ermüdende Fläche, auf der durch lauter schnurgerechte Gänge, zwischen künstlich geschnizeltem Buchs, und Beeten, wo nur Eine auserwählte Blume glanzte, der Mensch in langweiliger Einförmigkeit sich die Lebensbahn herunter schleppe. Im Gegentheil weiss der kühnste Schwung Fritischer Erfindungskraft keine so ungeheure Mannigfaltigkeit und scheinbare Unordnung Einem verborgenen Gesez zu unterwerfen. Alles ist, alles soll sein!"

MÜLLER.

III.

DAS CHRISTENTHUM.

„Concedere debemus vitae sanctitatem omnibus ecclesiis esse communem. Est enim, ut Johannes dixit, justitia et caritas unicum et certissimum veritatis fidei Catholicae signum, et veri Spiritus Sancti fructus. Et ubicumque haec reperiuntur, ibi Christus revera est, et ubicunque desunt, deest Christus. Solo namque Christi spiritu duci possumus in amorem justitiae et caritatis."

SPINOZA.

Von allen Religionen, welche in der moralischen und politischen Welt unvertilgbare Spuren zurückliessen, hat nicht Eine

so allmächtig wie das Christenthum gesiegt, geherrscht, verwandelt und gebildet.

Wohlthätig entwickelte sich dieser neue Belebungsstof der Menschheit aus der gemeinschaftlichen Gährung sittlicher und intellektueller Bedürfnisse, in jener merkwürdigen Revoluzionsepoche, wo das klassische Alterthum sich selbst zu überleben begann, und den nachstfolgenden Generazionen keine Erbschaft zu hinterlassen drohte, als das demüthigende Gedächtnifs einer verlornen Herrlichkeit.

Vergiftet war durch sinnliche Überkultur des Geistes bis in ihre feinsten Adern jene hochherzige Weisheit, welche Jahrhunderte lang Heroismus und Tugend, Gesetzherrschaft und Freiheit als gleichzeitige Blüten aus der nehmlichen Kraftfülle hervorgetrieben hatte. Aufgelöst war schon längst der heilige Zauber jener sinnreichen

Mythologie, welche bis dahin alle Beziehungen des irdischen Lebens auf eine höhere Welt dem noch unbefangenen Menschengeschlechte so befriedigend entrathselte. Auf den verspotteten Altären verduftete allmählich jener köstliche Geist ungeheuchelter Frömmigkeit, welcher die Masse der Menschheit vor sittlicher Verwesung allein zu bewahren vermag.

Mit den höhern Gesinnungen, durch welche sie sich emporgeschwungen hatte, verlor die politische Welt das Gleichgewicht ihrer Kräfte. Die rohe Gewalt, welche überall die Erschlaffung der moralischen Springfedern ankündigt, beschleunigte den Sturz der Staaten; und Völker, welche den Gipfel der Vollendung zu erreichen durch Thaten und Geisteswerke bestimt schienen, wurden auf ewig begraben unter den Trümmern ihrer entheiligten Tempel.

Noch Einmal mufste sich nun die Menschheit aus diesen Ruinen der Vergangenheit wieder emporbilden zu einer künftigen Veredlung — aber auf einem neuen Wege, und mit einer entgegengesezten Richtung ihrer ursprünglichen Kräfte. Hingewelkt war auf immer der Frühling ihrer spielenden Fantasie. Der freigelassene, aber noch unmündige Verstand, begnügte sich nicht mehr mit einer blofs symbolischen Weisheit; ungestüm forderte er schon eine unsinnlichere Wahrheit, während das verwaiste Gefühl die entgötterte Natur vergebens um Befriedigung anflehte.

Um den Altar „des unbekannten Gottes" versammelte nach und nach eine prophetische Ahndung die zerstreuten Zöglinge der neuen Weltordnung. Tief in ihrem Innern sprach eine Stimme aus der Vergangenheit, „dafs die Menschheit der Re-

ligion bedürfe, um den hartnackigen Kampf mit einem übermächtigen Schicksal zu bestehen," und machte sie empfänglicher für einen Glauben, der das sinnliche Leben mit dem überirdischen von neuem verknüpfte, indem er durch eine geistige Enthüllung jenes unbekannten Gottes ihre moralische und intellektuelle Sehnsucht gleich wohlthatig zu erfüllen versprach.

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
es stürzten die heiligen Säulen,
und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
die Gebrechen der Erde zu heilen.
Verbannt war der Sinne flüchtige Lust,
und der Mensch grif denkend in seine Brust." —

Dafs in der entsinnlichten Menschheit tiefer als bisher das Bedürfnis aufgeregt

worden, in Bezug auf die Religion den Gedanken mit dem Gefühl zu vermitteln, die Geheimnisse des Herzens durch die spekulirende Vernunft zu entrathseln, die Fantasie zu moralisiren und die Geister des Unendlichen zu bannen, nicht durch blutige Opfer, noch durch frohliche Feste, sondern durch eine heiligere „Anbetung im Geist und in der Wahrheit" — das war es, was, eigenthumlicher als jede äussere Veranlassung, der christlichen Religion einen so raschen und entscheidenden Triumf verlieh über ihre nur noch von der weltlichen Übermacht beschutzte Nebenbuhlerin. —

Leise und ohne Getusch, nicht als ein filosofisches System, sondern als eine freundliche Sage kundigte sie sich an. Als eine Vertraute des Himmels, „deren Reich nicht von dieser Welt sei," verbundete

sie sich nur mit den Friedfertigen des Geistes, mit allen auf das Leben aus Gott durch Wünsche und Ahndungen schon vorbereiteten Gemütern. Ihre Proselyten wurden nicht jezt erst die besseren Menschen; sie waren es schon früher, und eben darum vereinigten sie sich so schnell um die gemeinschaftliche Fahne jenes beseligenden Glaubens.

Als eine höhere Mythologie — der Seele, nicht der Einbildungskraft; als eine Religion der kindlichen Liebe, nicht der knechtischen Furcht; als eine durch ihre Heiligkeit allein verschleierte Wahrheit für den aufrichtigen Forscher; als eine ideenreiche Poesie für die Gemeine der Gläubigen; als eine Vermittlerin zwischen der spekulativen und der sittlichen Vernunft — befriedigte diese liberale Weisheit alle Forderungen eines verwandelten Zeitalters, für

welches die reizenden Hieroglyfen auf dem Sarkofage der alten Welt schon bedeutungslose Zierathen geworden, während seine Filosofie noch nicht geläutert genug war, um die erhabnere Bilderschrift der ewigen Natur mit ahnendem Scharfsinn und entsagender Einfalt allgemeinverständlich zu entziffern.

Durch das Christenthum allein wurde die Religion eine dringende Angelegenheit des Herzens; Unschuld und Reinheit des Gemüts die unerlafsliche Bedingung einer Vereinigung mit Gott; die erhebende Idee von der Möglichkeit dieser Vereinigung popularisirt durch die zwiefache Natur des Gottmenschen; die fremde Ehrfurcht vor dem Unendlichen in Liebe, die Bewunderung in Andacht veredelt; in der sittlichen Welt Freiheit und Gleichheit durch den Ausspruch des Himmels auf das feierlichste

sankzionirt, und die leidende, unterdrückte Menschheit, durch den Majestatsbrief des Glaubens emporgerichtet zum kraftvollen Bewufstsein ihrer unveraufserlichen Rechte, ihrer unsterblichen Würde. —

So erschien, so wirkte die menschenfreundlichste aller Religionen in ihrer ursprünglichen Reinheit. Aber kurz und vorübergehend war diese wohlthatige Erscheinung. Ihr jungfräuliches Licht wurde von der langen Nacht verdunkelt, die noch schwer auf den Grabern der Vergangenheit ruhen solte, ehe der Tag der neuen Welt anbrache.

Der über das Jünglingsalter hinaus schon gereifte Zögling des Schicksals solte nun erst beginnen, in strengen Prüfungen und langwierigem Kampfe mit bisher unbekanten Widersachern die eigenthümlichen Kräfte seines Innern zu entwickeln, sei-

nen Geist abzuhärten, und seinen Mut zu stählen durch sittliches Selbstvertrauen.

Erringen solte er den Sieg nun auch über die Ungeheuer der geistigen Welt, wie der fröhlichere Athlet des heroischen Zeitalters über furchtbare, noch ungebändigte Gewalten der fysischen Natur. —

Wie in der politischen Hierarchie der aufgelöste Gemeinsinn und das zerrüttete Verhältnis der Staatskräfte den barbarischen Triumf der rohen Willkühr über den lebendigen Organismus der Gesezherschaft herbeigeführt hatten — so wurde auch in der intellektuellen Welt durch die erschöpfte Kraftfülle der klassischen Ausbildung zunächst jener selbsüchtige Despotismus einer vernünftelnden Spekulazion befördert, welcher bald alle höheren Kräfte des Geistes und des Gemüts entadelte oder völlig erstickte.

Kaum hatte das anspruchlose Christenthum nur bei den heiligsten Gemütern aus allem Volke das Bürgerrecht erlangt, als schon der profane Geist des Zeitalters sich seiner bemächtigte, um mit dem Zauberstabe dieses geheimnifsvollen Fremdlings die staunende Menge desto unumschränkter zu beherschen.

Trübsinniger Ernst eines mifsverstandenen Stoizismus, und gehaltlose Spizfindigkeit einer übersinnlichen Schwarmerei, waren die disharmonischen Elemente jener Afterfilosofie, die sich um so williger anschlofs an die neuaufkeimende moralische Theosofie, als die Mifsgestalt der lezteren, aus einem so schiefen Standpunkte der Spekulazion erblickt, ganz ähnliche Tendenzen zu verrathen schien.

Von dem Augenblicke dieser Vereinigung verdammerte allmählich die Glorie,

welche bis dahin die „frohliche Botschaft vom Reiche Gottes auf Erden" so magisch umleuchtete. Die profetischen Orakel aus der Höhe verstummten; die Begeisterung der feurigen Zungen antwortete ihnen nur noch wie ein leises, allverbreitetes Echo aus den ächzenden Tiefen der sittlichen Sehnsucht, und die freie, liebevolle Poesie des christlichen Glaubens wurde auf eine bejammernswürdig Wise verwandelt zur beschränktesten und illiberalesten aller filosofischen Sekten — zum hartherzigen Christianismus.

Aus dem Schoofse dieser rohen und widernatürlichen Vermischung des Göttlichen mit der profanen Unvernunft erhob sich, wie ein Riese der Nacht, der religiöse Aberglaube, trotzend auf die Zauberrüstung eines überirdischen Fanatismus, und umgeben von allen

Schreckbildern einer moralischen Gespensterwelt. —

Geworfen war nun das Loos — und um seine höhere Freiheit, als ein rühmlich erworbenes Eigenthum, wenn auch spät erst, aus der Hand des Sieges zu empfangen, durfte der menschliche Geist nicht länger zögern, zu einem Kampfe auf Tod und Leben mit jenen schauderhaften Mächten in die Schranken zu treten.

Aber nicht unvorbereitet stellte er sich dem Feinde gegenüber; nicht unverwundbar, doch, seiner Unsterblichkeit sich bewufst, mit kühner Zuversicht auf den Beistand des Ewigen. Und so wurden durch anhaltenden Widerstand seine Kräfte nicht gebrochen, sondern gewandter und vielseitiger ausgebildet.

Die ganze Kulturgeschichte der modernen Welt behandelt beinahe ausschliefsend

diesen traurigen Stof einer nie geschlichteten Fehde zwischen dem Licht und der Finsternifs.

Unter den barbarischen Trofaen dieses unseligen Zwiespalts wurden Wissenschaften und Künste, bürgerliches und häusliches Glück Jahrhunderte lang begraben. Ein blutdurstiger Verfolgungsgeist schien den Frieden auf ewig geächtet zu haben, und Millionen von Einzelnen wurden erwürgt, als unschuldige Sühnopfer für das verderbte Geschlecht. Aber aus diesem erbitterten Kampf ist die Menschheit triumfirend hervorgegangen; die feindseligen Elemente haben sich gegenseitig aufgehoben, und die gesezmafsige Harmonie der neuen Weltordnung hat spät, aber befriedigend, den Erziehungsplan des Schicksals gerechtfertigt.

Denn wo auch das entweihte Christenthum gestürzt und verodet hatte, als falsche

Filosofie, da baute es wieder im Stillen als religiöse Wahrheit. Schon tief eingewurzelt in die ursprünglichen Bedürfnisse der Sittlichkeit, konnte es von einer herrschsüchtigen Spekulazion wohl in seinen aufschiefsenden Zweigen zurückgedrängt werden und verkrüppelt, aber nicht mehr vertilgt, noch ausgerottet aus den Gemütern. Ausgegossen war Einmal über die Erde ein heiliger Geist — jener Geist des Trostes und der göttlichen Liebe, der nicht wieder zurückkehren solte in den Himmel, von wannen er stammte, sondern bei der verwaisten Menschheit „bleiben ewiglich, und sie leiten in alle Wahrheit!"

Wo auch im Staate wie in der Kirche die Masse schon vergiftet war von dem Pesthauch eines ungöttlichen Wesens, da rettete sie noch die frische Lebenskraft echtreligiöser Individuen, die sich, wie „das

Salz der Erde," durch alle Geschlechter und Zeitalter gleich wohlthatig verbreiteten. Die Pforte der Zukunft war einmal gesprengt; der Vorhang zerrissen, der das Allerheiligste den Sterblichen verhüllte, und bis in die tiefsten Abgründe der Barbarei und der sittlichen Verwilderung schimmerte noch immer ein Stral jenes höheren Lichtes, welcher das Herz erwärmte und den Geist unwillkührlich entflamte zu Ideen von einer übersinnlichen Weltordnung.

Wo das Panier des Kreuzes nur voranwehte, wenn auch als Blutfahne der politischen Zwietracht, wurde schon durch dieses Symbol seiner heiligen Verpflichtung der rauheste Krieger zum Nachdenken angeregt über die Verbindung zwischen irdischen Aufopferungen und einem unsterblichen Kampfpreise.

Wo nur Golgathas Dulder gepredigt ward, wie sehr auch ein trübsinniger Fanatismus den erhabenen Sinn seines Heldentodes entheiligen oder verdürftigen mochte — da ergrif die Eingeweihten des Glaubens aus allerlei Volk ein ernster Schauer, der ihre Sinnlichkeit bis in die zartesten Fibern wohlthätig erschütterte.

„In diesem Tod sahn sie des Lebens Tiefe,"

und reiner, als noch keine Religion, praktischer, als noch keine Filosofie, lehrte das Christenthum zuerst die Menschheit im Allgemeinen, den zeitlichen Genuss aufzuopfern einer veredlenden Gesinnung, das Leben selbst an eine herzerhebende Idee zu wagen.

Dieses allmächtige Lebensprinzip, das von der ersten Erscheinung des Christenthums in seinen Pulsadern schlug, hat es

stark und kraftvoll erhalten in seinem Innern, auch wenn es gelähmt, entstellt und verwundet daniederlag unter der Last einer eben so profanen, als unfilosofischen Spekulazion.

. Nur als Volksreligion konnte diese erhabene Gesinnung allgemeinverständlich genug ausgesprochen werden, um gerade den edelsten Gemütern aus allen Klassen und Verhältnissen des bürgerlichen Vereins, ihren eigenthümlichen Bedürfnissen gemäfs, ein gleich lebendiges Interesse einzuflöfsen. Daher wurden auch die religiösen Empfindungen der Menschheit nie so tief aufgeregt, ihre sittlichen Kräfte nie schärfer geprüft, und die geheime Verbündung der Weisen und Guten war vielleicht niemals so stark und vielumfassend, als während der merkwürdigen Epochen des allverbreiteten Christenthums.

Aber diesem gründlichen Ernste, womit die moralische Selbstprüfung, dieser Lauterkeit des Herzens, womit die Erforschung ewiger Wahrheiten von Gläubigen und Denkern so lange gemeinschaftlich betrieben wurde, verdankt die höhere Filosofie, nicht weniger als die praktische Religiosität, ihre männliche Freiheit und ihre sittliche Würde.

Anstatt dafs bei ihrer ersten Erscheinung jene Religion der Hofnung und Liebe von einer unmündigen, noch frevelhaften Vernunft überwältiget und entadelt wurde, damit die Heilige der Irdischen diente, eilet ihr nun eine geläuterte und fr mmere Filosofie mit Ehrfurcht und Andacht entgegen, als einer gemeinschaftlichen Vertrauten der ewigen Weisheit.

Je heller der Filosof von dem freiesten Standpunkt der Spekulazion die Verhältnisse

der Menschheit zu dem Unendlichen überschauet, desto aufrichtiger huldiget er der Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit, desto bescheidener beurtheilt er jede zufällige Form, unter welcher das sinnliche Bedürfniss eines Zeitalters, oder eines Einzelnen, sich die geistige Weltregierung zu vergegenwärtigen trachtet.

„Wo ihm etwas, wie Wahrheit begegnete, schaut er ihm richtend
und langforschend ins Antlitz; und spät erst wagt er zu sagen:
Das ist Wahrheit! Und wenn er in mancher Irre des Wissens
Spuren, wo Gott einst wandelte, sieht; so betet er laut an:
Das ist heiliges Land! Hier ist die Pforte des Himmels!" —

Nur der symmetrische Vernunftpedantismus einer modernen Kultur, den nir-

gends die Begeisterung emporhebt über den flachen Gesichtspunkt einer blos horizontalen Welterscheinung; den jede Tiefe ein Abgrund, jede Höhe nur eine Luftwüste dünkt; der das Heilige auch nicht zu ahnden begehrt, wo er sein engherziges Geschmacksurtheil beleidigt fand durch antikere Formen, deren kühne Verhältnisse seiner kurzsichtigen Kritik Trotz bieten; dem auch die sittliche Genialität nur als ein Empörungsgeist erscheint gegen das wohlhergebrachte System allgemeingeltender Lebensmaximen, und der selbst die erhabene Felsenmasse der ursprünglichen Universal-Religion, wenn er sie nirgends wegzusprengen vermag, wenigstens zierlicher behauen und sie umgestalten möchte zum Fufsgestell einer armseligen Staatsmoral — nur dieser hat auch von jeher dem Christenthum eben so unfio-

sofische als irreligiöse Antagonisten erweckt. —

Das Grundübel aller modernen Kultur war schon langst, dafs sie überall nur verfeinerte, anstatt zu veredeln. Daher so viel übertünchter Barbarismus im Leben, wie in der Kunst; so viel mechanisch ausgebildetes Talent auf Unkosten des Genies. Ueberall nur blendendes Kolorit ohne richtige Zeichnung, moralische Spizfindigkeit ohne sittliche Würde, Religionsduldung ohne religiöse Liebe. —

Dieser selbstgenugsame Indifferentismus gegen jede klassische Ausbildung der Menschheit bewahrt sich vornehmlich durch die entehrenden Begebenheiten der neuesten Zeit als charakteristisches Nazionalgepräge eines Volkes, welches durch die Überlegenheit seiner anmutigen Talente und seines geistreichen Leichtsinns schon langst sich

berufen glaubte, allen übrigen vorzuleuchten auf der rühmlichen Bahn ihrer gemeinschaftlichen Aufklärung. Jenes Volkes, das späterhin durch die Triumfe seiner frevelhaften Gigantomachie gegen Gesez, Ordnung und Recht, von dem Schicksal bevollmächtigt schien, „als eine Geisel Gottes" die ganze moderne Welt zu züchtigen wegen ihrer Abtrünnigkeit von der Eidgenossenschaft eines sittlichen Gemeinsinnes, um sie durch das Elend aufzuschrecken aus dem tödtlichen Marasmus ihrer selbständigen Kräfte.

Da der Geist jener, von ihren nächsten Erben schon gebrandmarkten, Revolazion kein anderer war; so lange sie fortgährt in dem Herzen von Europa, als eine vergiftete Masse der moralischen und politischen Lebenssäfte, in Ewigkeit kein anderer sein wird — als der mutwillige

Geist der Insurrexion gegen alles Heilige, Grofse und Schone, welches von unsern Vätern auf uns vererbt ward: so mufste sie auch feindseliger und erbitterter, als gegen jede irdische Grofse, ihre Wut auslassen gegen das auf ihrem Boden zwar längst schon entkräftete und verfalschte, aber immer noch mit dem Himmel verbündete Christenthum.

Entgehen konnte es den Machthabern und Wortführern derselben, troz ihrer schielenden Kurzsichtigkeit, doch nicht, dafs alle unsere Staatsverfassungen nur durch einen religiösen Glauben, nicht durch willkührliche Maximen, so unerschütterlich zusammengehalten würden. Dafs jenes gemeinschaftliche Grundgewölbe, welches durch den Druck von Jahrtausenden nur dichter und fester geworden, ohne gewaltsame Aushebung jenes Schlufssteins,

so schnell nicht gesprengt werden möchte. Dafs Thron und Altar, noch eigenthümlicher im politischen, als im kirchlichen Sinne, auf entheiligtem Boden mit einander zusammenstürzen müfsten.

Wohl hatten sie es berechnet, dafs auch das leichtfertigste aller Völker sich, ihren Absichten gemäfs, nicht völlig entsittlichen liefse, so lange noch alles um ihn her, was sein Herz vernehmlicher anspräche, seine Erinnerungen beseelte, ja selbst seine Fantasie am kräftigsten anregte, auf Gesinnungen, Thaten und Lebensverhältnisse hindeutete, die näher oder entfernter in Verbindung standen mit einer ihm noch imponirenden Religion seiner Väter.

Daher jener kleinliche, doch keineswegs inkonsequente Hafs, womit die politischen Regierungsstürmer „aus den glänzenden Tagen der Revoluzion" das Chri-

stenthum noch heimtückischer zu untergraben trachteten, als selbst die gesezmäfsige Gewalt des Thrones. Daher ihr Aufgebot in Masse an alle bestochene Sofisten der Empörung, sich zu einer „patriotischen Rotte von Religionsmördern" zu konstituiren, um das Heilige mit den verabscheuungswürdigsten Waffen einer meuchelmörderischen Polemik — mit Spott und Hohngelachter zu verfolgen bis in die verborgenen Schlupfwinkel des moralischen Volksglaubens.

Aber troz aller Spannkraft der Frenesie, welche für Begeisterung galt den Profeten, wie den gläubigen Anbetern jener siegenden Revoluzion; troz den Riesenplanen, die sie entwarf, der Weltverwüstung, die ihr gelang, beurkundete doch immer und überall der Geist, von dem sie so willkührlich beherscht wurde, nur krampfhafte

Energie der entnervten Rohheit, nicht beseelte Kraftfülle eines hochherzigen Enthusiasmus. Daher hat sie auch bis auf den heutigen Tag nicht Eins ihrer staatsumwälzenden oder antireligiösen „Regenerazions-Paradoxe" festzuhalten vermocht mit beruhigendem Selbstvertrauen.

Alles was späterhin geschah, um die Revolution zu humanisiren, deutete nicht auf ein mutiges Vordringen gegen eine sittlichere Zukunft, sondern auf einen vorsichtigen Rückzug hinter die Verschanzungen eines künstlicher befestigten Staatsdespotismus.

Das Wehklagen einer ganzen erwürgten, nicht freiwillig sich aufopfernden Generazion, hat aus dem Fiebertraume der Reue den Aberglauben wieder aufgeschreckt, nicht den entwichenen Genius der Religion zurückgebetet aus seiner ewigen Heimat.

Eingeladen zwar mit allem irdischen Pompe ward auch das geachtete Christenthum. Aber nicht auf dafs sein stiller und ehrwürdiger Geist das verodete Reich Gottes wieder aufbaue unter einem entarteten Geschlecht; sondern damit auch er wieder der Verwandelung diene, als ein besoldeter und beeidigter „Staatszauberer," der mit priesterlichen Beschwörungsformeln den noch aufzuckenden Widerstand zurückbanne, das Unheilige einsegne, den reingesprochenen Frevel verewige, und sodann, nicht blofs das Bürgerrecht von neuem erlange, sondern, mit Ehren und Zutrauen „begnadigt," wieder eingesezt werde in seine — weltliche Würde.

Aber auch aus dieser glanzenden Schmach, wie aus der blutigen einer frühern Epoche, wird er sich einst noch unbefleckt wieder aufrichten, dieser verkannte

Geist „der Weisheit und des Verstandes, des Raths und der Stärke, der Erkentnis und der Furcht des Herrn." Das unvertilgbare Bedürfnifs seines allmachtigen Beistandes, um auch dem profansten Staatengebilde einen lebendigen Athem einzuhauchen, bekraftiget indefs selbst die abgenöthigte Schein-Huldigung seiner unversöhnlichsten Widersacher.

Angeschaut von dem erhabenen Standpunkt der Weltgeschichte, verschwindet allmahlich in die Nebel seiner ursprünglichen Nichtswürdigkeit, was blofs rohe Gewalt oder vernünftelnde Klugheit für den Augenblick schuf. Aber hoch über den Strom der allesverwandelnden Zeit ragt in majestätischer Klarheit noch immer jene alterthümliche Pyramide des Christenthums, von welcher die anstürmenden Wellen kaum den Schmuck ihrer heiligen Bilderschrift

wegzuspühlen vermochten. Während so manche politische Prachtgebäude neben ihr hinstürzten in Ruinen, steht sie einsam noch aufrecht, unerschüttert in ihrer Grundfeste, gehalten durch das Gleichgewicht ihrer eigenen Schwere, ein imponirendes Denkmal von sittlicher Baukunst aus einer einfachen, aber kraftvolleren Epoche der Vorwelt. An den allmählich verwitterten Hieroglyfen, jener blofs zufälligen Einkleidung einer höhern Wahrheit für die poetischen Bedürfnisse vergangener Jahrhunderte — nur an diesen übt sich der kleinliche Wiz, oder der ruhmredige Kunstpedantismus unserer modernen Sofisten. Aber dafs der Mörtel, welcher die gewaltigen Massen dieser Pyramide selbst so unauflöslich vereinigt, wohl doch bindender und kraftiger sein müsse, als derjenige, den eine metafysische Chymie zu mischen gelehrt,

um die fremdartigen Bestandtheile ihrer widersprechenden Regierungsversuche nothdürftig zusammenzukitten — diese Überzeugung dringt sich, wenn auch nicht ihnen, doch jedem nachdenkenden und unbefangenen Beobachter in unsern Tagen vielleicht unwiderstehlicher auf, als noch jemals bisher.

„ἡμῖν ἀναδικτέον, ὡς ἂν ἐντυχὼν τῇ μεγίστῃ παρὰ θεῶν ἡ τοιάδε μανία δίδοται· ἡ δὲ δὴ ἀνάδειξις ἔσται θείοις ἄπιστος, σοφοῖς δὲ πιστή."

Plato.

IV.

MORAL UND SITTLICHKEIT.

„Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich
gesträubt,
eh' noch ein Solon das Gesez geschrieben,
das matte Blüten langsam treibt." —

SCHILLER.

Bei der moralischen Beurtheilung der Menschen werden gewöhnlich noch die willkührlichen Statuten der bürgerlichen Gesellschaft mit den unwandelbaren Gesezen der hohern Sittlichkeit auf eine sehr unfilosofische Weise verwechselt. Eine allgemeingeltende Moral mögen wir besizen; aber

ist diese nicht selbst eben so zufällig entstanden, und eben so mechanisch zusammengefügt worden, wie unsre Staatsverfassungen, unsre positiven Religionen und unsre empirischen Kunsttheorieen?

Unsre strengesten Sittenrichter, wie oft sind sie nur spizfindigere Juristen, die sich nicht wenig darauf zu Gute thun, wenn sie nach irgend einem Paragrafen ihrer vor Alters zusammengewürfelten Pandekten Handlungen oder Charaktere ohne Anstand abzuurtheilen verstehen, die für den Filosofen noch ein anziehendes Studium sind, und die er oft um so mehr anstaunt, oder bewundert, je weniger sie einpassen in die abgezirkelten Facher irgend einer schon privilegirten Tugendtheorie. —

Aber auch die höhere, die reinste Moral mufs die Sittlichkeit im Menschen schon

voraussezen, wie die gesetzgebende Kritik das ursprüngliche Künstlergenie.

Die Vernunft kann eigenmächtig wohl ein Musterbild alles menschlichen Denkens und Handelns aufstellen, aber es verwirklichen nur in so fern sie bei jedem Individuum mehr oder weniger Empfänglichkeit vorfindet für moralische Wahrheit und eine selbstthätigere Kraft des Willens, um die sinnlichen Triebe den Ideen unterzuordnen. —

Nur „vor der Moral" sind alle Menschen gleich, wie alle Bürger eines Staates „vor dem Gesez." An sittlichen Anlagen, an innerer Vervollkommnungsfähigkeit, sind sie ursprünglich so verschieden, wie an Stand oder Reichthümern die Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. —

Für die sittliche, wie für die fysiche Natur des Menschen, giebt es allerdings

Einen bestimten Begrif der Gattung, welchem die Organisation jedes Einzelnen nicht wesentlich widersprechen darf, ohne zu den Misgeburten verstosen zu werden. Aber korperliche Kraft und Schönheit, oder intellektuelle Genialität, werden als Pathengeschenke der Natur bei unserer Geburt nicht ungleicher, noch willkührlicher vertheilt, als die sittlichen Eigenthümlichkeiten, die jenen Vorzügen vollkommen entsprechen.

Besser also mag durch die Moral auch der Vortreflichste werden, nur keiner gut, der es nicht schon war: wie durch die Gymnastik der heroische Athlet wohl schoner und stärker, aber der Stiefsohn der bildenden Natur weder schön, noch stark. —

Die Vorsteher unserer filosofischen und politischen Gymnasien suchen uns freilich

alle auf die nehmliche Weise zur Moral abzurichten, wie manche Schulpedanten ihre Pflegebefohlenen zum lateinischen Versemachen. Aber von poetischer Begeisterung, von Sittlichkeit des Herzens, kann in beiden Fällen die Rede nicht sein. Erlernen können wir nur die Silbenquantität der bürgerlichen Tugenden, oder ihre willkührliche Harmonie; und hier, wie dort, trift es sich wohl nicht selten, dafs die geistlosesten Schüler die genialischen übertreffen an pflichtmafsigem Einstudiren des metrischen Mechanismus.

Die tugendhafte Gesinnung ist die Gesundheit der Seele; die Moral ist nur die Diät, wodurch jene befördert wird. Verdienstlich ist freilich nur die leztere, aber die vorzüglichere Gesundheit ist dieje-

nige doch nicht, welche der Diät am meisten bedarf. —

Der Begrif vom moralischen Verdienst hat überhaupt schon etwas gemein-Bürgerliches. Er deutet überall auf den Wunsch einer Belohnung oder auf Furcht vor der Strafe, und vernichtet dadurch unwillkührlich die edlere, selbständige Freiheit des Geistes. Jede wesentliche Vollkommenheit, wie Schönheit, Kraftfülle, Genie, thut von selbst schon Verzicht auf jenes lohnsüchtige Verdienst. Je tugendhafter der Mensch von Natur ist, desto mehr Heiligkeit besizt er, aber, im strengeren Sinne des Wortes, desto weniger Moralität.

Bei der Gottheit läfst sich diese so wenig denken, wie eine Leidenschaft. Von den Volksreligionen kann daher nicht Gott, sondern nur der Gottmensch aufgestellt

werden zum Vorbild für die moralische Nacheiferung endlicher Wesen. —

Auch bei der sittlichen Menschheit finden wir theils Krankheiten, theils kränkliche Konstituzionen. Die ersteren lassen sich wohl heilen, aber an die letztern wird gemeiniglich die Kunst nur verschwendet. —

Die Meisten, die sich nicht wenig einbilden auf ihre Vortreflichkeit, teuschen blofs durch eine reizbare Nervenschwäche des moralischen Menschen, und durch häufigere Anfälle von sentimentaler Gutmütigkeit. Einer derben Leidenschaft sind sie eben so unfähig, wie einer gesunden, unerschütterlichen Sittlichkeit.

Unschuld ist das Italianische Klima der Tugend. Filosofie und Moral sind nur im Norden angelegte Treibhäuser. Man mufs

ein Südländer sein, um den Unterschied der Früchte gewahr zu werden. —

Die Sittlichkeit verhält sich zur Moral, wie das Evangelium zum Gesez, in der Sprache der Theologen. Sie erfüllt dieselbe, und macht sie überflüssig.

Eine Sittenlehre und eine „Kunst zu lieben" können Meisterwerke des Genies sein. Aber wurden beide von einem Liebenden und einem sittlichen Weisen gedichtet, so empfanden diese auch lebhafter als irgend einer ihrer Bewunderer, wie wenig sie selbst von den Geheimnissen der Liebe oder dem Genuss der Tugend jenem kunstreichen Lehrgebäude verdanken. —

Nur auf eine ganz andere Klasse von Moralpedanten, die ohne das untergelegte Linienblatt irgend eines zufälligen Systems weder schön zu empfinden, noch

freimüthig zu handeln wagen, möchte man wohl jene bekannte Xenie parodiren:

„Auch zur Tugend bedürft ihr der Kunst? Unglückliche Weisen,
dafs die Natur auch nichts, gar nichts für euch noch gethan!" —

In der Moral, wie in der Poesie, fängt das Künstliche gewöhnlich erst an, wo das Schöne sich verliert. —

„Tugendhaft mufs man geboren sein," sagt eine geistreiche Frau, „und sich dann immer mit einer freiwilligen Ruchlosigkeit auflehnen gegen die Anmafsungen eines jeden, der uns zu einer fremden Moralität abrichten möchte. Es ist das einzige Mittel, sich vor Gemeinheit zu hüten, und seine höhere Sittlichkeit, als freies Naturtalent, unverkrüppelt zu bewahren." —

Es beweist immer Charakterlosigkeit, wenn man keine Grundsätze hat, aber oft

nur eine schönere Natur, wenn man eigentlich keine braucht. —

Wie manchem wird es nicht vorgeworfen: „er wisse nicht, was er wolle," blofs weil er dies gerade zu bestimt weifs, um sich durch irgend etwas befriedigen zu lassen, was Andre für ihn wollen.

Allerdings besteht die echte Moralität darin, dafs die Pflicht schlechthin um ihrer selbst willen erfüllt werde. Aber auf die richtigere Formel dieses obersten Grundsatzes kommt es nur wenig an, wenn von Beurtheilung der sittlichen Gesinnung die Rede ist, welche bei den Individuen aller Sekten und Systeme durchaus nur die nehmliche sein kann.

Gegen den Mystiker, dem jeder Antrieb zur Tugend verdächtig scheint, aufser der Liebe zu dem geoffenbarten Gottmenschen:

gegen den Eudämonisten, der keinen höhern Bewegungsgrund gelten läßt, als die Glückseligkeit — ist es nicht schwer, filosofisch zu polemisiren. Aber in den Vortreflichsten aus beiden Klassen wirkt dessenungeachtet nur das sittliche Organ eben so unmittelbar, rein und uneigennüzig, wie die poetische Begeisterung bei einem genialischen Dichter, der sich zufällig täuschen möchte über den Zweck seiner Thätigkeit, weil er glänzenden Ruhm oder andre untergeordnete Vortheile als unzertrennlich von ihr betrachtete. —

Wohl giebt es starke Charaktere, erhabene sogar, die nicht tugendhaft sind, aber keinen in sich vollendeten, keinen schönen und grosen. Denn die Tugend allein ist das Ebenmaß jeder sittlichen Form; und auch bei dem heldenmütigen Emporstreben des gesammten Menschen

zur moralischen Vollkommenheit wird vielleicht mehr Kraft erfodert, um sich aufzuhalten am Ziel, als um dieses zu überspringen. —

Alles Übrige gleich angenommen, ist der tugendhafte Charakter durchaus immer konsequenter, als der unmoralische. Wir können nicht blofs die Tugend um ihrer selbst willen lieben, wir können sie vielmehr nicht anders lieben. Sie allein bleibt daher ewig ein sich selbst genügender Zweck, während die Unsittlichkeit auch dem entschiedenen Verbrecher nie etwas anders sein kann, als ein zufälliges Mittel, gewisse Leidenschaften und Begierden zu befriedigen.

Die menschliche Vernunft hat eine solche unwillkührliche Tendenz zur Sittlichkeit, dafs der Lasterhafte nothwendig in Widerspruch mit sich selbst geräth, sobald

er nur anfängt, seine leidenschaftlichen Maximen in ein wissenschaftähnliches System zu bringen. Die Tugend ist das einzige Positive in der moralischen Welt; jede nur denkbare Abweichung von ihr ist eine Negazion. Im strengeren Sinn giebt es daher auch nur tugendhafte Charaktere. —

Systematische Immoralität kann mit grofsem Verstande bestehen; aber dieser allein vermag dennoch keinen Charakter zu bilden, weil er den Zweck seiner Thätigkeit nicht wie die Vernunft in sich selbst findet, sondern immer nur von aufsen empfängt. Die Konsequenz des Unsittlichen ist daher auch nur scheinbar; höchstens übereinstimmende Berechnung der nehmlichen Mittel zu tausenderlei immer abwechselnden Zwecken.

Jeder grofse Charakter vereinigt nicht streitende, aber sich entgegenstrebende Kräfte. Freiheitssinn und Selbstbeschränkung, Bescheidenheit und Stolz, Leidenschaft und Gemüt, Filosofie und Einbildungskraft, Spekulazion und Poesie — das sind überall die Pole jenes sittlichen, im Gleichgewicht schwebenden Mikrokosmos. —

Eine grofse That thun, blofs damit sie geschehe, nicht weil irgend eine persönliche Beziehung, sei es auch die edelste, dazu begeistert; sein Werk vollenden, blofs damit es lebe, nicht um des Ruhms willen, der einst von ihm zurückstralen wird auf seinen Urheber; gegen das Schicksal emporringen, nicht mit der Hofnung es zu überwaltigen, nur mit der Überzeugung, dafs der Kampf adle — dies, und allein dies, sind die charakteristischen Merkmale des

Helden, des Künstlers und des sittlichen Weisen. —

Kraft und Beharrlichkeit sind gleich wesentliche Bestandtheile eines gediegenen Charakters; Heftigkeit und Trägheit vereinigt am häufigsten der leidenschaftliche Schwächling, der öfter das Unmögliche unternimmt, als das Nothwendigste vollendet. —

Die Ruhe des Geistes wie der Empfindungen, die den Weisen charakterisirt, ist nicht der Thätigkeit und der Anstrengung entgegengesetzt, sondern der Zerstreuung. Sie ist nicht die Folge verschwendeter Kräfte, sondern das Resultat ihrer innigsten Verschmelzung zu gemeinschaftlicher Energie des Handelns und der Gesinnung. —

Zuverlässigkeit des Charakters besitzt nur derjenige, für den es auch moralische Unmöglichkeiten giebt, welche

durchaus nicht weniger, als die physischen, in gewissen Fällen seine Thätigkeit hemmen und die Wahl seiner Mittel beschränken.

Um groſs zu handeln in einem entscheidenden Augenblick, brauchen wir weder an Gott, noch an Unsterblichkeit zu glauben; aber irgend etwas müssen wir höher achten, als das Leben: sei es Tugend, oder Liebe, Vaterland, oder Ruhm. —

Den Helden, wie den Tugendhaften, macht überall nicht die That, sondern die Gesinnung. Etwas Groſses bewirken, können wir nicht dem Schicksal zum Trotz: aber groſs denken und edel handeln auch in den unbedeutendsten Verhältnissen des Lebens. —

Die Energie des Geistes ist oft ein bloſses Talent, keine Charaktereigenschaft.

Sie hat alsdann mit dem Stof des Lebens nichts zu thun, nur mit seinen zufälligen Formen. Der Staatsmann, der Schriftsteller, der Künstler kann bisweilen durch sie allein grofs werden, nicht der Mensch. Sie ist oft sogar vereinbar mit Schlaffheit des Charakters. Der Mann, der sie als ein isolirtes Talent besizt, ist gewöhnlich unzuverlässig und schwankend bei der Wahl eines grofsen Zweckes, und glanzet nur durch den Kraftaufwand, mit welchem er auch wohl einen kleinlichen verfolgt, wenn der Zufall ihn nicht auf einen erhabenen lenkte. —

Der filosofische Beobachter stöfst nicht blofs im Umgange, sondern auch öfters in der Geschichte, auf eine Gattung von moralischen Zwergen, deren Kopf gegen ihren Charakter unverhältnifsmäfsig grofs ist. Dieser imponirt dann wohl bisweilen durch

eine männliche, oft strenge und ernsthafte Fysiognomie, aber nur so lange man auf ihn allein seine Aufmerksamkeit richtet. In Verbindung mit der kleinlichen Gestalt betrachtet, verwandeln sich jene Gesichtszüge in eine unwillkührliche Parodie des Erhabenen. —

Ein grofser Charakter ist derjenige, der dem Pflichtgefühl überall eben so freiwillige Opfer darbringt, wie der Zartliche der Liebe, der Selbsüchtige irgend einer untergeordneten Leidenschaft. Der Despotismus der Pflicht wird alsdann der Vater der moralischen Freiheit.

Die sittliche Virtuosität bewahren nicht so genannte **edle Handlungen**, welche in einem Augenblick der Begeisterung auch wohl der dürftigsten Natur bisweilen gelingen, sondern einzig und allein die be-

stelte Harmonie eines ganzen Lebens, und ein überlegenes Gemut, welches zu einer schönen oder genialischen That von aufsen nie etwas anders bedarf, als einer gegebenen Veranlassung. —

Menschen ohne Charakter haben bisweilen eine ganze Menge einzelner Tugenden, aber an Farbe und Schnitt so auffallend verschieden, dafs ihre Besizer immer den Verdacht erregen, solche auf einer Versteigerung zusammengelesen zu haben. —

Der vornehme Charakter bereichert sich nur durch das Grundeigenthum eines sittlichen Gemüts, nicht durch einen spärlichen Tugenderwerb *en detail*. —

Auch glanzende „Gelegenheitstugenden" beweisen, wie Gelegenheitsgedichte, mehr Absicht und Talent, als Begeisterung und Genie. —

Es giebt Dilettanten der Moral, die sich mit einem rhapsodischen Studium gewisser Lieblingspflichten begnügen, und diesen dann gemeiniglich einen unverhältnißmäßigen Werth beilegen. Bei allen Sektenstiftern, vorzüglich auch des praktischen Christenthums, war dies mehr oder weniger immer der Fall. Daher jener unfilosofische Streit über „gleichgültige Handlungen," der überall den Gesichtspunkt der höhern Sittlichkeit verrückt. In ihr ist alles in einander greifend, und Ein Tropfen im Strome kann nicht wichtiger oder gleichgültiger sein, als der andre. —

Alle bürgerlichen Tugenden, alle moralischen Eigenschaften eines Einzelnen oder einer Gesellschaft sind nur Brüche der sittlichen Gesinnung, welche der Charakter erst unter einerlei Benennung bringen muß, ehe wir ihren Werth, als

ein Ganzes, mit Zuverlässigkeit berechnen können.

Bei jedem Volk eines rohen Zeitalters finden wir Tugenden und Laster noch in gediegenern Massen. Die Kultur verfeinert die letztern durch eine auflösende Vermischung mit den erstern, und sanktionirt die Verfälschung durch den ihnen gemeinschaftlich aufgedrückten Stempel der Konvenienz. Je gehaltloser der individuelle Mensch zur sittlichen Dürftigkeit hinabsinkt, desto reicher scheint oft die menschliche Gesellschaft durch immer neu ausgeprägte Scheidemünze ihrer sogenannten „bürgerlichen Moralität." —

Zugegeben, dafs wir konsequentere Moralsysteme, und vollkommnere Instrumente besitzen, als die Alten aus ihren kraftvollesten Epochen — übertreffen wir sie de-

wegen in der Sittlichkeit, oder in der plastischen Kunst? Wir mögen immer grofs thun mit unsern filosofischen, wie mit unsern anatomischen Entdeckungen: unsre Seele ist dadurch nicht energischer, unser Körper nicht gesunder geworden.

Alle Prinzipien der menschlichen Erkentnifs, die Orakelsprüche des Genies selbst, haben wir unter eine algebraische Formel zu bringen versucht; aber das sittliche Læben, wie die höhere Kunst, welche zur Berechnung ihrer schönen Verhältnisse dieser mathematischen Strenge weniger bedürfen, als der Begeisterung, haben auch keine Fortschritte gemacht durch jene prosaische Vervollkommnung der Wissenschaft. —

Das Verdienst einer wissenschaftlichen Moral besteht oft nur darin, dafs sie zu dem längst vollendeten Gesetzbuch der

höhern Sittlichkeit immer zweckmäfsigere Register verfertigt.

Unsittlichkeit ist immer Asthenie der Seele, eine moralische Nervenschwäche, wie sehr sie auch bisweilen durch epileptische Krämpfe nur überspannte Kraft zu verrathen scheine. Die Filosofie mufs ihr also durch eine starkende Diät, nicht wohlmeinend durch eine noch mehr schwachende, abzuhelfen suchen.

Zum Verbrecher wird das Herz durch die Verletzung jeder Pflicht, sie sei in der Vernunft gegründet, oder in der Einbildung, so lange wir noch an sie glauben. Nicht die zufällige Vortreflichkeit unsers eigenthümlichen Systems, sondern die unverbrüchliche Treue gegen dasselbe, veredelt den Charakter. Freigesprochen wird überall vor dem Richterstuhl

des Gewissens, „wer ohne Gesez gesündigt hat." —

Es macht nichts so verächtlich, wie eine gewisse politische Feigherzigkeit des innern Menschen, wenn die Seele zu schlaff ist, um der Tugend unbedingt zu huldigen, zu vorsichtig, um ihr freimütig den Gehorsam aufzukündigen. Wenn sie, sklavisch zurückbebend vor jedem selbständigern Verbrechen, dennoch heimlich mit jedem untergeordneten Laster buhlt; nicht ohne Wohlgefallen sündiget, aber mit der Reue kokettirt, und sich dann immer von Zeit zu Zeit vor dem Gespenst irgend eines rächenden Vorurtheils zurückflüchtet in den Beichtstuhl eines entheiligten Gewissens.

Aber die verworfensten von allen reichorganisirten Naturen sind jene Renegaten der höhern Sittlichkeit, die von ihr einst zu so heiligen Gefühlen entflammt wurden,

und die dann späterhin mit kaltem Bewufstsein den Gott in ihrem Busen abschwören, um mit der Lava ihres ausgebrannten Herzens die treuloseren Untiefen des Ehrgeizes oder des sinnlichen Lebensgenusses desto fester und sicherer auszugleichen.

Die Pflichtpedanten dringen überall auf ein korrektes Leben, gerade wie die Grammatiker auf ein korrektes Gedicht, und sie verstehen beide darunter nicht die höchste Vollendung des selbstthätigen Genies, sondern die mechanische Fertigkeit eines nachahmenden Talents.

Was aber jene Korrektheit am verdächtigsten macht, ist gerade, dafs alle gebildete Dummköpfe so unerschöpflich im Lobe derselben sind. Auch die Tugend möchte wohl bisweilen ausrufen: „Der

Himmel bewahre mich nur vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!" —

Überhaupt geht die moralische Beschränktheit überall Hand in Hand mit der ästhetischen, und gemeinschaftlich bilden sie dann einen geistlosen Purismus des Gefühls und des Ausdrucks, welcher selbst edler organisirte Individuen, als genieſsende oder darstellende Künstler, zu einer klassischen Mittelmafsigkeit verurtheilt.

Auch den talentvollsten dieser unberufenen Repräsentanten der Natur, der Tugend und des Geschmacks, interessiren nicht mehr die Menschen, sondern seine Empfindungsverwandten; nicht das Leben, sondern seine Lieblingssituazionen; nicht die reine, hohe Ansicht der Welt, sondern die christlich-bürgerliche, oder die gemeinsittliche. Der Genius selbst soll ihm die

Grenzen der Wissenschaft und der Kunst nicht als Eroberer, sondern als Heidenbekehrer erweitern, und die feurigen Zungen der Begeisterung sollen nur das Evangelium predigen den Sündern und den Erbarmlichen des Geistes. Der Enthusiasmus, diese Erbsünde der kraftvollen Menschheit, soll abgewaschen werden durch eine bloße Wassertaufe, und der Stand der Unschuld wiederhergestellt durch den matten Exorzismus einer heiligsprechenden Willkühr.

Von dieser Ministerialpartei der Gemeinheit werden weder die Rechte noch das Eigenthum der sittlichen Welt beschüzt, sondern bloß ihre Administrazion vertheidigt. Jedes selbstandige Produkt der Opposizion, sei es eine That oder eine Gesinnung, ein System oder ein Kunstwerk, wird nicht vor die Schranken des Genies gefodert, um von seines Gleichen gerichtet

zu werden, sondern ungehört von der Polizei als ruchlos geächtet. —

Von den Miethlingen eines solchen unredlichen Despotismus solte billig im Freistaate der Vernunft die Rede nicht mehr sein; nur thut es einem doppelt weh, wenn auch so viele der Bessern sich an sie anschliefsen aus ehrlicher, aber feigherziger Besorgnis, dafs mit dem Einsturz jeder Gefängnismauer auch das Palladium der Sittlichkeit und der Gesezherschaft sogleich verloren gehen müsse.

Die genialisch-sittlichen Menschen leben überall viel schlimmer, als in der Fremde. Sie sind ein edleres, in seiner eigenen Heimat von ausländischen Barbaren unterjochtes Geschlecht, das um so härter behandelt wird, als seine gerechten Ansprüche auf die Herschaft der Welt

sich weder vernichten, noch ableugnen lassen. —

Welche überzeugende Beweise müfste man nicht haben, dafs ein systematischer Tugendpedant auch die Kraft besäfse, ein geistreicher Wüstling zu sein, ehe man ihm seinen nüchternen Stoizismus als ein Verdienst anrechnen dürfte! Etwas Schönes oder Grofses haben die filosofischen Gliedermänner in der Welt wohl noch selten bewirkt, und ihre ganze unbescholtene Familie spielt im Leben gewöhnlich eine eben so abgeschmackte Rolle, wie im Roman. —

Das Laster, wenn es nur dreist und natürlich einherschreitet, möchte wohl ein kraftvoller, genialischer Mensch verzeihlicher in Schuz nehmen, als jene in knappe und geschmacklose Uniform eingespannte Tugend, die kein Gelenk frei bewegen darf,

und endlich vor lauter Ordonanzmäfsigkeit einkrüppelt zu moralischem Pedantismus, der wohl in einem doppelten Verstand „die Englische Krankheit des Geistes" genannt werden mag. —

Bei einigen sonst sehr glücklich organisirten Personen spielt das Herz gerade solch eine untergeordnete Rolle, wie die linke Hand. Es scheint bei ihnen bis auf einen gewissen Grad von Natur gelähmt, blofs weil ihr Verstand von Jugend auf kunstmäfsiger abgerichtet und geübt worden ist. In der Regel wagen sie kaum dürftig nachzuempfinden, was sie sich erst wohlbedachtig vordemonstrirt haben.

Mit unsern widersprechenden Moralsystemen verhält es sich nicht viel anders, als mit den ihnen völlig entsprechenden Theorieen in der Medizin. Die fysische,

wie die moralische Krankheitsmasse, bleibt ungefähr die nehmliche, wie verschieden sie auch angesehen und behandelt werde, oder welche zufällige Gestalt sie auch in den abwechselnden Kulturepochen der Menschheit annehmen mag. Aber was die Gattung unsterblich erhält, ist wahrlich nicht die Weisheit unsrer Ärzte, sondern das allerhaltende Lebensprinzip der Natur, das im Fysischen, wie im Moralischen, von der gesetzlosen Willkühr eines Einzelnen oder eines Zeitalters wohl heftiger bestürmt, aber nie überwältiget werden kann. —

Helvezius, Rochefoucauld und einige ihrer Bewunderer haben mit nicht wenig Aufwand von unfilosofischem Scharfsinn zu beweisen gesucht, die Unsittlichkeit sei der natürliche Zustand der menschlichen Seele, jede scheinbare Tu-

gemäß das Produkt einer, ihren eigenthümlichen Anlagen ganz heterogenen Kultur. Aber nach den nehmlichen Prinzipien liefse sich wohl auch darthun, dafs eine mehr oder weniger verkrüppelte Ungestalt die ursprüngliche Natur des menschlichen Körpers sei, dafs ja nirgends eine vollkommen edle und harmonische Form angetroffen werde, und dafs jede anscheinend freie Bewegung vielmehr als ein erzwungenes Kunststückchen angesehen werden müsse — als ein Tanzmeister- oder Seiltänzer-Geheimnis. —

Die Polemik der Kantischen Moral gegen die Glückseligkeit hat viel Ähnliches mit dem Abscheu der sogenannten Platonischen Liebe vor der Wollust. Beide lassen sich, als bloſse Idee, gleich rein und richtig denken. Sobald aber der Mensch die Region der Vernunftwesen verläſst, um

handelnd in die Sinnenwelt einzutreten, darf auch der himlische Amor dem Hymen seine Fackel leihen — und die strengeren Foderungen des Ideals scheinen in der Wirklichkeit befriedigt, wenn die sinnliche Sehnsucht durch moralische Liebe, der Glückseligkeitstrieb durch den Pflichtbegrif geadelt und sanktionirt wird. —

Manche festkonstituzionirte Menschen nehmen Jahr aus Jahr ein gewisse unschuldige Tropfen, und sind dann völlig überzeugt, dafs sie diesen zunächst ihre ununterbrochene Gesundheit verdanken. Und gerade so verhält es sich wohl nicht selten bei sittlich-guten Naturen mit dem gewissenhaften Gebrauch irgend eines moralischen oder religiösen Kraftelixirs, das ihnen etwa in der Jugend von einem wohlmeinenden Seelenarzt zufällig empfohlen worden. —

Auch der sittliche Virtuose, wenn er gerade kein spekulativer Kopf ist, mag leicht ohne alle Gefahr an ein unrichtiges Moralsystem im Allgemeinen glauben; aber ruchlose Lebensmaximen sind gewöhnlich der Beweis und das Resultat eines nichtswürdigen Charakters.

Nur jenseits, nicht diesseits einer allgemeingeltenden Moral ist die sittliche Freigeisterei liebenswürdig, die spekulative verdienstlich.

Wie der epische Dichter, und der dramatische selbst, wenn er nur für die Fantasie des Lesers arbeitet, nicht für die sinnliche Anschauung des Parterres, keine Rücksicht zu nehmen braucht auf die willkührlichen Schranken der Zeit und des Raumes, sobald seine Muse nur nirgends die wesentlichere Einheit des Interesse verletzt — gerade so dürfen auch wir in

der Spekulazion und der höhern Moralfilosofie die Welt und das Leben viel freier und genialischer behandeln, als auf der eingeschränkten Bühne der bürgerlichen Verhältnisse.

In einem Gedankensystem werden die Schöpfungen des Filosofen eben so leise verschmolzen und so schwebend erhalten, wie die Darstellungen des Dichters auf dem Zaubergewölke der Fantasie. Wenn aber diese sich herabsenken

„auf die Bretter, die die Welt bedeuten,"

darf die Muse ihre ätherischen Flügel nicht mehr ausbreiten in den unermeßlichen Raum. Nur in veredelter Menschengestalt darf sie auftreten, um nicht überall anzustoßen gegen den künstlichen Horizont einer armseligen Dekorazionsmahlerei, und um so nicht durch vereitelte Illusion auch alle Wirkung zu verfehlen.

Von ihr lerne dann der Weise — nicht seine olympische Freiheit, und seine höhern Ansichten der Welt, der Gegenwart und der Zukunft kleinmüthig zu beschranken oder zu verleugnen, wenn er mit sich lebt und mit seinen Geisterverwandten; sondern nur freiwillig jenem hochherzigen und vornehmen Idealismus zu entsagen, wenn er sich herablaßt auf das dürftige Theater der Wirklichkeit, um die noch ungebildeten Zuschauer des bloß sinnlichen Daseins wenigstens bis zur Ahndung eines höhern Lebens emporzuheben, und bis zu den Elementarideen von sittlicher Freiheit.

„Beatitudo non est virtutis praemium, sed ipsa virtus; nec eadem gaudemus, quia libidines coërcemus, sed contra, quia eadem gaudemus, ideo libidines coërcere possumus."

SPINOZA.

V.

AUSBILDUNG.

„Gratia non levior tribuetur dulcibus escis,
quod natura dedit fruges, non nostra voluntas:
Sic hominum meritis tanto sit gratia major,
quod coelo gaudente venit." —

MANILIUS.

Alle Erziehung ist höchstens eine intellektuelle oder moralische Gärtnerei; eine sorgfaltigere Pflege noch unentwickelter Naturanlagen, damit diese nicht von einem unfreundlichen Klima frühzeitig erstickt

werden, oder durch üppigen Wuchs verwildern. Aber jene Anlagen selbst lassen sich weder wesentlich verändern, noch emporbilden über den bestimmten Umfang ihrer ursprünglichen Gattung.

Bisweilen gelingt es wohl auch hier, durch Einimpfung gleichartiger Tugenden oder Talente die angebornen Früchte zu veredeln, ihre Reife zu beschleunigen und den Stamm dadurch kunstmäfsig zu bereichern; jedoch niemals der Natur zum Troz, welche auch diesem Spiel der menschlichen Willkühr nur sehr enge Grenzen gesteckt hat.

Je vornehmer die Gattung, je milder die Himmelsgegend, unter welcher sie frei emporwächst aus dem heimischen Boden, desto überflüssiger ist auch jene Nachhülfe der Kunst.

Es verhält sich mit den Erziehungen ungefehr wie mit den Profezeiungen. Jeder Schulmeister beruft sich auf die wenigen, die zufallig eingetroffen sind, um seine Wichtigkeit zu beweisen. Von den Tausenden, die misglückten, ist die Rede nicht; noch weniger von der imponirenden Erscheinung jener Heroen, die überall, ihrer beschränkenden Erziehung zum Troz, das wurden, wozu die sorgfaltigste Kultur, ohne höhere Inspirazion, ihre Lieblinge nicht emporzubilden vermag. —

Eine kurzsichtige und weltklnge Filosofie möchte gern bei irgend einem Stufenjahre unsrer fortschreitenden Entwickelung eine willkührliche Grenzlinie ziehen zwischen der reizenden Poesie und der nüzlichen Prosa des Lebens.

Sie scheint es gar nicht zu bemerken, dafs die ursprungliche Verschieden-

heit „sittlicher und intellektueller Rassen" sich jenseits und diesseits unsrer kunstmäfsigen Normalbildung gleich wenig verleugnet.

Wer aber mit ruhiger Beobachtung hinabsteigt in die Erinnerung seiner eigenen Kindheit, um in ihr sich selbst wiederzuerkennen, wie seine frühesten Kampfgefährten, wird sich bald überzeugen, dafs dort schon, bei dem ersten Auslaufen nach dem Ziele, die Wege sich scheiden, auf welchen die andächtigen und die profanen Gemüter gleich unaufhaltsam fortstreben gegen die ideale oder die gemeine Wirklichkeit. —

Man besafs von jeher, man erwirbt niemals eine religiöse Ansicht der Welt, der Gegenwart und der Zukunft. Das heiligere Bedürfnis, das im Kinde nicht schlummerte, wird im Manne nicht er-

weckt. Der Verstand erklärt uns nur späterhin, was unser Herz früher ausübte. Er beweist dem Egoisten, daſs er immer klug, dem sittlichen Enthusiasten, daſs er oft thöricht, aber vielleicht immer schön handelte. Verachtet wird dann wohl der leztere von dem ersten, wenn er jenen nur harmlos bemitleidet; aber weder der Verstand, noch die Welt, noch das praktische Leben, werden jemals heterogene Naturen verschmelzen, oder sie lehren ihre Rollen zu verwechseln.

Von dieser höhern „Verwandtschaft der Geister" ahndet gewöhnlich in ihrer Unschuld jene wohlmeinende Erziehung nichts, die das Schoosskind ihrer zärtlichsten Liebe nach irgend einem Familien-Ideal ihrer Umgebung ausbilden und voll-

enden möchte. Sie ahndet nicht, daſs in irgend einem entscheidenden Augenblick alle ihre pädagogische Weisheit zur Fabel wird — wenn etwa das mütterliche Huhn, ihm selbst unbewuſst, einen Schwan ausgebrütet, und dann mit troſtloser Angst und Verwirrung umherflattert am Ufer, wo der Liebling Apolls sich fröhlich und unbesorgt einem ihm nicht furchtbaren Elemente vertrauet. —

Einen schönen Charakter geltend machen, wie die Gymnastik eine schöne Gestalt; den Geist reinigen und putzen, frisiren und schminken, auch ihn tanzen lehren und fechten — das alles vermag die kunstmäſsige Erziehung. Aber, ihm Heldenmuth anzaubern, oder Scharfblick und Grazie, wenn er schwindsüchtig, schielend oder ungestalt geboren ward, das wird wohl unsern filanthropischen, moralischen

oder politischen Edukazionsräthen nun und in Ewigkeit nicht gelingen. —

Keinem Künstler ist echte Filosofie so unentbehrlich, wie dem Erzieher — bloß um sich negativ zu verhalten. Auch der gelehrteste Arzt vermag vielleicht nur die Natur zu errathen, und ihr auf ihrem eigenen Wege zu Hülfe zu kommen; aber jeder Quacksalber hat Talent genug, um zu vergiften. —

Auf vorzügliche Naturen wirkt eine völlig vernachlässigte Erziehung selten so schadlich, wie eine zu methodische. Die erstere laßt das Genie wohl verwildern, aber die leztere verkrüppelt es oft, ehe die bloß üppigen Zweige noch Kraft genug zum Widerstand besizen.

Jemand sagte daher etwas epigrammatisch, aber deshalb nicht weniger wahr: „Ich bin später zur Selbständigkeit gelangt,

als mein Charakter es zu versprechen schien, weil ich das Unglück gehabt habe, eine sehr gute Erziehung zu bekommen."

Einen mittelmäfsigen Geist hingegen macht eine zweckmäfsige Erziehung wohl nicht reicher, aber wohlhabender; weil sie ihm frühzeitig zu dem vollen Genufs seines Vermögens verhilft, und ihm die Mittel an die Hand giebt, sein kleines Kapital vortheilhafter zu verzinsen.

Unsre altmodische Erziehung vernachlässigte vielleicht zu sehr die Ausbildung des Körpers; aber der Geist wurde dafür lazedämonischer abgehärtet. Die Schulpedanten opferten freilich den Genufs der Gegenwart zu unbarmherzig der Zukunft, aber unsre sentimentalen „Kinderfreunde" paralysirten dafür im voraus den Mann,

damit das Kind nicht in seinen behaglichen Spielen gestört wurde. —

Die gepriesene Natürlichkeit der neumodischen Erziehungskunst paſst zu der Karrikatur unsrer bürgerlichen Verhältnisse ungefehr eben so gut, wie eine Theorie des Spazierengehens zu dem künftigen Beruf eines Seiltänzers. —

Zur Vertheidigung der ältern Pädagogik läſst sich immer noch ohne Paradoxie behaupten: daſs man in der Regel immer zu viel gelernt haben muſs, um einmal genug zu wissen. —

Es verseichtet nichts so sehr den Geist, als eine gemächliche Beschäftigung mit Gegenständen, die ihm nur Genuſs gewähren, keine Anstrengung kosten. Es ist zugleich der unweiseste Epikurismus: denn alles Leichte verdorrt in der Blüte, und Früchte trägt kein Genuſs, der nicht früh

einwurzelte in den Felsenboden besiegter Schwierigkeiten.

Man erobert keine Wissenschaft, wenn man ihre Anhöhen nur umgeht, und ihre Festungen hinter sich zurücklässt; am wenigsten die gebirgigste von allen, die Wissenschaft des selbstthätigen Lebens. —

Alles Studium ist bloss Reibung ursprünglicher Naturkräfte, die wir selbst dann erst durch die Resultate kennen lernen. Der frühzeitige Denker wird gerade durch die gewissenhafteste Beschäftigung mit der Theologie zum Filosofen, während oft die Metafysik selbst den gebornen Schwärmer zum Geisterseher vollendet. —

Wenn ein ausgezeichneter Kopf auf einem ungewöhnlichen Wege des Unterrichts zu Kenntnissen gelangt, bekommen seine Einsichten schon dadurch eigenthümlichern Gehalt. Entdeckt hat er die

Wahrheiten, die man sonst nur erlernt, und ist daher bei einem beschränktern Wissen nicht selten reicher an Ideen, die sich selbständiger und konsequenter aus seinem eigenen Nachdenken entwickeln. Der Eigensinn selbst, womit er über diese hält, ist gewissermaßen nur geistiger Aristokratenstolz auf ihre edle, unvermischte Geburt. —

Die Unfähigkeit, sich fremde Einsichten anzueignen, beweist in der Jugend eben so oft Reichthum und Originalität des eigenen Denkvermögens, als Mangel an Fassungskraft. Nur wenn das Schwer-Begreifen als ein Eufemismus gebraucht wird für das Nicht-Begreifen, bezeichnet es einen beschränkten Kopf; in jedem besseren Sinne beweist es gewöhnlich einen vorzüglichen, der in einer ihm noch fremden Ideenverbindung sogleich verborgene

Widersprüche oder nur umgangene Schwierigkeiten entdeckt, ohne deren Lösung ihm auch das scheinbar Faßliche ungereimt, und folglich unbegreiflich vorkommt. Der flache Kopf spiegelt überall mit der nehmlichen Leichtigkeit jede beliebige Form eines fremden Gedankens zurück, ohne den Inhalt desselben weder zu ahnden noch zu vermissen.

Bei jedem vielversprechenden Jüngling giebt es Eine Epoche seiner geistigen und moralischen Entwickelung, wo er, in Widerspruch mit seinem inneren Selbst, noch weniger mit seiner Umgebung zu harmoniren vermag. Von wohlmeinenden, aber unfilosofischen Padagogen, wird dieser Zustand zu strenge beurtheilt. Sie werfen ihrem Zögling gemeiniglich vor, „daſs sein Kopf anfange sein Herz zu verderben,"

während nur ein jugendlich aufbrausendes Gefühl einen eben so feurigen Geist in Gährung gebracht hat, und sie fodere von ihm schon klaren Wein, ohne diesem die Zeit zu gönnen, sich erst zu läutern.

Nur Freiheit bedarf ein solcher Charakter, um den Werth der Selbstbeschränkung bald desto inniger zu empfinden. Seine Freigeisterei selbst entstand nur aus Reichthum, nicht aus Armuth an höhern Bedürfnissen, und sie verbürgt daher im voraus seine Sittlichkeit.

Der gefühlvolle Jüngling wird späterhin nicht eitel, der denkende nicht frivol. Je weniger er sich eingeengt fühlt, desto stronger werden seine Grundsätze. Wer in sich selbst eine Heimat gefunden, lebt traulicher mit seinen Geistesverwandten, verträglicher mit allen übrigen, die er blofs als Fremde, höchstens als Gäste betrachtet.

Je lockerer die Bande der äufsern Verhältnisse sind, desto seltener wird sein inneres Leben durch unfreiwilligen Zusammenstofs gefährdet, desto selbständiger kann er mitten unter heterogenen Umgebungen sich fortbilden als ein moralischer Anachoret.

Sein beschaftigtes Gemüt wird sich nirgends hinreifsen lassen von inhaltlosen Vergnügungen, sein geübtes Nachdenken sich nicht beruhigen lassen über praktische Irrthümer des Herzens durch spizfindige Sofismen eines leichtsinnigen Verstandes.

Er wird sich absondern von der Welt, — nur in so fern sie als eine „geschlossene Gesellschaft" eine zu grofse Menge gegenseitiger Ansprüche unter ihren sämtlichen Mitgliedern begründet — eine gewisse Gütergemeinschaft der individuellen Gesinnungen und Wünsche, die nur so lange für Keinen drückend wird, als der

Arme, wie der Reiche, nur noch die nehmlichen Bedürfnisse kennt, und beseelt wird von dem nehmlichen Geist. —

Auch in der früheren Jugend schliefst die feurigste Lebhaftigkeit des Geistes gediegenen Ernst des Charakters nicht aus. Wer als Knabe den Umgang mit Erwachsenen freiwillig vorzog, wird auch späterhin aus dem nehmlichen Bedürfnis sich immer nur an die Weisen und Guten anschliefsen — an diejenigen, zu denen er hinaufblicken kann. Seine Losung ist überall — nicht Ich! sondern: Besser als ich!

Unsre intellektuelle Bildung befördert nicht der kalte Pyrrhonismus eines gleichgültigen Verstandes, sondern der unruhige Zweifel eines glühenden Herzens. Was sich hiebei auflöst und verflüchtiget von

der heterogenen Masse unsers bisherigen Gedankensystems — war gehaltlose Schwärmerei. Gediegener und reiner verschmelzen die zurückbleibenden Ideen, und in jener verzehrenden Glut wird der Geist zum Denken nur desto sicherer geläutert und gehärtet. —

Jene so oft gepriesene Verachtung der Vorurtheile ist bei Individuen, wie bei ganzen Nazionen, nur ein mifslicher Beweis ihrer vollendeten Bildung.

Über die Ruinen des Herkommens, sein es Tempel der Weisheit oder Katakomben des Wahns, erhebt sich der Leichtsinn am ersten auf seinen spielenden Schmetterlingsflügeln, und flattert dann sorglos umher an den Blumen, womit jene formlose Massen von einem teuschenden Frühling geschmückt werden. Glücklicher vielleicht, als der trübsinnige Aberglaube,

der immer tiefer hinabkriecht in die lichtlosen Felsenklüfte des Irrthums — aber nicht edler, nicht kraftvoller, und den höhern Stralenregionen der ewigen Wahrheit nicht weniger fremd. Empor bis zu diesen schwingt sich nur das Adlergefieder eines selbständigen Charakters, nur der fröhliche Ernst eines selbstprüfenden Geistes.

Allerdings darf der vollendete Weise keinem verjährten Vorurtheil, als solchem, huldigen. Aber es vollendet ihn auch kein Knabenspiel des Genies mit den Schattenfiguren einer magischen Laterne; es vollendet ihn nur der männliche Kampf mit dem Geist des Zeitalters, wie übermütig auch dieser sich ankündige als Sieger der Welt. —

In unfreiwilligem Widerspruch mit allem, was ihn umgiebt, verkannt und

gemifsdeutet selbst von den früheren Gefährten seines Emporstrebens zur Wahrheit, von Keinem begriffen, am wenigsten von den Sofisten des Tages, die sich zu Despoten seines Gedankensystems aufwerfen möchten — empfindet jener andächtige Zweifler um so tiefer das Bedürfnis, die Einsamkeit zu seiner Vertrauten zu erwählen.

Ermüdet, nicht befriedigt durch die Schriften der Weisen und der Thoren, steigt er hinab in die stille Welt des Gemüts, um dort die Priesterin der ewigen Natur, wie Äneas die Kumaische Sibylle, zu beschwören:

— „Nur nicht Blättern vertraue Du Deine Verkündung,
Dafs nicht, Winden ein Raub, sie verwirrt durch einander zerfliegen.
Tone mir, flehte er, Du selbst!" —

Dort in jener heiligen Grotte jungfräulicher Weisheit, vernimmt sein inneres Ohr die Stimme der gegenwärtigen Profetin; und mit hochherziger Entsagung gelobt er ihr ewige Treue, auch wenn sie ihm, wie dem Trojanischen Heerführer, oft nur beängstigende Räthsel enthüllte. —

Was den also geprüften Denker am Ende beruhigt, was ihn mutig und stolz macht, ist nicht der Triumf, sondern der Sieg: nicht das Darlehn fremder Wahrheiten, sondern der selbsterrungene Besitz seiner eigenthümlichen Wahrheit. —

Sich alles anzueignen, nichts emporzuarbeiten aus den Tiefen seines inneren Selbst, scheint die abspannende Untugend aller modernen Ausbildung. Unser Geist spielt mit Begriffen des Wahren, wie des Schönen; eine gehaltlose Sofistik beweiset unserm Verstande, daß wir aufgeklärt,

unserm Herzen, dafs wir glücklich sind, und der alleinherschende Scharfsinn verspottet auch die heiligsten Forderungen und Bedürfnisse der Menschheit, sobald sie die Formen verlezen, die er so eigenmächtig erfand, um unsre zarteren Empfindungen einzuengen und zu beschränken.

Wie unabhängig auch der Verstand von der Sittlichkeit sich dünke, giebt es doch ganze Gegenden eines reichorganisirten Geistes, die allein durch den Charakter angebauet werden können. Das Genie selbst wird sich keines heitern und gesunden Klimas erfreuen, so lange die Sümpfe der Immoralität nicht ausgetrocknet und urbar gemacht worden sind. —

Man kann und mufs an seiner eigenen Moralität eine Liebhaberei bekommen, wie nur an irgend einer Wissenschaft oder

Kunst. Und wie der wahre Dichter, ohne alle Berechnung eines möglichen Vortheils, nur seinem Talente lebt; wie er, selbst in eine Wüste gebannt, dasselbe immer vollkomner ausbilden würde: so darf auch der sittliche Virtuose, in welchen Verhältnissen er sich befinde, keine Rücksicht darauf nehmen, ob die Veredlung seines innern Selbst in Harmonie oder Widerspruch stehe mit eigenem und fremden Egoismus. Die Profanen mögen immer diesen, wie jenen, für einen überspannten oder unklugen Fantasten erklären; wer aber so glücklich ist, diesen Vorwurf zu verdienen, hat gewöhnlich auch Stolz genug, um ihn zu verachten. —

Es giebt sehr edle Charaktere, welche schon früh im Kampf mit einer ihnen zudringlich scheinenden Sentimentalität sich einen gewissen rauhern Stoizismus ange-

bildet haben, der nur oberflächlichen Beobachtern als Starrsinn oder Gefühllosigkeit erscheint. Jene heilige Intoleranz bekämpft nur eine entnervende Gemeinheit der Gesinnung, nicht die belebende Milde des Herzens; und jede Härte, die ein männlicher Geist vorzugsweise gegen sich selbst ausübt, ist beinahe ohne Ausnahme mit einer grofsmütigen Seele verschwistert.

Das freiwillige Kämpfen auch gegen körperlichen Schmerz ist eine gymnastische Übung des Geistes, und darf bei einer klassischen Selbsterziehung durchaus nicht vernachlässigt werden. Sie entwickelt allmählich jenes moralische Kraftgefühl, welches die Grundlage jedes Heroismus ausmacht, und woran uns die Alten so unleugbar überlegen waren.

Die entnervte Sittlichkeit der Modernen hat zuerst die kleinliche Idee von einer gewissen Martyrergeduld — diesen Bastard des Stoizismus mit der Weichlichkeit — zu einer religiösen Tugend gadelt, als es ihrem Schoofskinde nicht gelang, in irgend einer selbstandigen Moralfilosofie das Bürgerrecht zu erschleichen. —

Schmerz und Betrübnis verhalten sich ungefehr wie Sinnlichkeit und Liebe. Der Schmerz kann bisweilen den Körper zu Grunde richten, ohne die Heiterkeit der Seele zu vernichten; über die leztere hingegen hat die moralische Willenskraft weniger Gewalt. Das zarte Gemüt, welches von innen am verlezbarsten ist, besizt nicht selten die unerschütterlichste Standhaftigkeit bei Erduldung körperlicher Leiden; gerade wie das gefühlvolle Herz der sinnlichen Wollust am leichtesten Troz bietet.

Thränen gehören beinah ausschließend der Betrübnis, und sind für den Schmerz zu edel. Schon Kinder, die früh Charakter verrathen, weinen nicht mehr bei körperlichen Züchtigungen, und eben diejenigen am wenigsten, welchen die wehmüthige Zurechtweisung einer liebenden Mutter am ersten Thränen ablockt. —

Bei angeborner Furchtsamkeit läßt sich kein Charakter bis zur moralischen Zuverlässigkeit ausbilden. Es ist die schlimmste Art von leidenschaftlicher Unruhe, weil sie nicht von einem bestimmten, sondern von jedem Gegenstand geweckt wird. Wie viele, sonst gutmüthige Frauen, werden immer in dem Augenblick, wo sie erschrecken, heftig und ungerecht! Selbst liebenswürdige Mütter sind oft, bloß in dieser Rücksicht, schlechte Erzieherinnen.

„Wenn man könnte, was man will" — ist die gewöhnliche Entschuldigung des Trägen, der nie ernsthaft will, was er könnte. Außerordentliche Menschen sind daher nicht bloß jene von Natur reicher und kraftvoller organisirten, sondern schon diejenigen, welche moralische Energie genug besitzen, um ihre mehr oder weniger beschränkte Individualität völlig auszubilden. —

Empfindungen und Gedanken durch gleichzeitige Wechselwirkung zu erhöhen und zu beleben, ist der eigenthümliche Vorzug klassischer Naturen. Aber bei den glücklichsten Anlagen erwirbt man auch hierin, ohne absichtliche Anstrengung, kein zuverlässiges Talent. Dem Ungeübten scheint diese Vereinigung oft gerade so schwierig, wie dem anfangenden Klavierspieler der mechanische Antagonismus der

rechten und linken Hand, wenn beide zur Hervorbringung einer gemeinschaftlichen Harmonie ganz verschiedene Töne anschlagen müssen. —

Jene sprudelnde Hitze des Blutes, die auch wohl mancher ohnmächtige Trotzkopf gern geltend machen möchte als Kraft und Stärke, ist nur selten das Unterpfand eines gefühlvollen Herzens, eines männlichen Geistes; aber immer und überall verräth sie Mangel an harmonischer Kultur. Was wir vorzugsweise im Menschen Charakter nennen, ist der Schwerpunkt seiner sittlichen und intellektuellen Kräfte. Wo keine Ruhe und kein Gleichgewicht unter diesen sichtbar wird, da ist jener noch nicht gefunden, und die Erscheinungen der sinnlichen Rohheit lassen sich noch unter keine moralische Einheit bringen.

Je gesetzmäßiger hingegen unser Geist sich aus innerer Kraftfülle entwickelte; je klarer und bestimmter er seine Verhältnisse zu dem Ganzen überschauete, seine Abhängigkeit vom Schicksal und die Obermacht des Willens über seine eigenen Leidenschaften — desto ruhiger beherscht er jede emporlodernde Flamme des Augenblicks, um die wohlthätige Glut des Herzens nicht unnütz und mutwillig zu verschwenden. Und so bürgt uns gerade die Kaltblütigkeit des Weisen, seine unbefangene Prüfung jedes wichtigen Entschlusses, und seine gelassene Standhaftigkeit oft nur um so sicherer für jene Wärme der Seele, welche die Elemente des gesamten Menschen so harmonisch verschmelzt, und dadurch den kühnen Abentheurer zum Helden veredelt.

Wer sich unverletzbar weiß hinter der Brustwehr einer undurchdringlichen Gefühllosigkeit, wer folglich mit den Leidenschaften nie gerungen, mag aus der Entfernung ihnen Trotz bieten, und ihrer spotten. Aber wer nach langem und standhaftem Kampfe sie endlich besiegte — nur der vermag sie spaterhin zu beherrschen als ein Eroberer, zu lenken als ein Gesetzgeber. —

Die sichtbare Heftigkeit der Leidenschaft ist unendlich verschieden von der Tiefe und Gediegenheit des Gemüts. Als Krankheitssymptom ist die erstere auffallender, auch bei Personen, denen von Natur offenbar mehr Vernunft als Gefühl zugedacht war. Dem oberflächlichen Beobachter wird daher gerade derjenige oft am kaltesten erscheinen, dem es erst durch ein unaufhörliches Bearbeiten seiner selbst

gelungen, Empfindungen und Ideen gleichsam zu amalgamiren, und bei dem endlich irgend ein höheres Prinzip über seine gesammte Denk- und Handlungsweise eine so anziehende Allgewalt ausübt, daß bisweilen wohl eine tiefgreifende Leidenschaft das Glück und die Ruhe seines Herzens zu untergraben, aber nie das Gleichgewicht seiner sittlichen Kräfte zu zerrütten vermag. —

Bei Charakteren, wie bei Kunstwerken, verwechseln die Nichtkenner nur zu oft die ursprüngliche Abwesenheit der Kräfte mit jener klassischen Sanftheit, die erst aus der allmählichen Verschmelzung einer vielleicht lange widerstrebenden Energie entspringt. —

Die Vernunft verachtet und fürchtet zugleich die Leidenschaften, wie eine edle Gattin die freien Aspasien. Der Verstand

erlaubt sich wohl bisweilen mit jenen einen kleinen Champagner-Rausch, und scherzet dann etwas ruchloser über die Eifersucht der ersten. Aber die leichtfertigsten Nebenbuhlerinnen sind auch hier nicht die gefährlichsten, und sie triumfiren oft zu übermütig, während ihre vornehmere Gegnerin durch eine viel schlauer gesteigerte Koketterie der freundlichen Nachsicht, der Würde und des Ernstes, ihren Abtrünnigen vielleicht am unumschränktesten beherscht, wenn er mit schuchternem Mutwillen seiner unauflöslichen Ketten nur spottet. —

Der von Natur kalte Charakter hat eigentlich keine Gewalt über sich, nur Andre haben es eben so wenig. Er ist blos gegen den Angriff vortreflich gepanzert, und wird daher von einem kühnern oder gewandtern Feind leichter ri-

dergeschmettert, als verwundet. Nicht also ein durch die Weisheit allmählich abgekühlter Charakter, der sich weniger auf seine Vertheidigungswaffen verläfst, als auf seine geprüfte Tapferkeit. Dieser kennt überall die Gefahr, und zittert nur darum nicht, weil er mit besonnener Klarheit auch seine Kräfte berechnet hat. Er begegnet ihr nirgends als ein Riese, sondern als ein Held, und nur der moralischen Übermacht, nicht der fysischen, verdankt er es zuletzt, dafs er sich und Andre mit gleicher Zuverlässigkeit beherscht.

Die eigenthümliche Bildung des Charakters entwickelt sich, gerade wie die fysische Gestalt des Menschen, organisch von Innen, und wird durch Erziehung oder Umgang der Welt von Aufsen nur

zufällig befördert. Das edlere Individuum wird sich seiner Selbstthätigkeit dabei erst in dem Augenblicke bewufst, wo eine regsamere Kraftfülle seinen Geist vernehmlicher antreibt, sich loszuwinden aus den einengenden Formen einer unmündigen Kultur, und sich emporzuheben über die unbefriedigende Flachheit jeder gemeinen Konvenienz.

Jene moralische Selbstbildung kündigt sich daher gewöhnlich als gesetztrotzende Freigeisterei an; aber ihre vollendete Blüte ist Vielseitigkeit durch Grazie veredelt, und immer frisch erhalten durch die lebendige Fülle eines kraftvoll und tief gewurzelten Gemüts. —

Wie die fysische Welt reicher oder dürftiger nur in so fern für uns existirt, als wir durch schärfere oder stumpfere Organe befähigt wurden, die Verhältnisse der-

selben in uns aufzunehmen — so können wir uns auch die moralische oder intellektuelle Vielseitigkeit nicht anbilden, sondern sie nur ausbilden, den ursprünglichen Anlagen gemäfs, welche die Natur jedem Einzelnen in unendlich verschiedenen Abstufungen ertheilte. —

Für die Einheit des Gemüts bei einem gewissen blühenden Luxus der Empfindungen und des Geistes haben die Alltagsmenschen nur aus Armut keinen Sinn. Daher sind sie ehrlich und aufrichtig bei ihrer schonungslosen Beurtheilung der vortrefflichsten Charaktere, sobald diese sich emporheben über die symmetrische Inkonsequenz einiger willkührlich sankzionirten Lebensformen. —

Je reicher und vollendeter ein Charakter, desto einfacher seine Form, aber desto vielseitiger seine Berührung mit Allem, was

sich von Aufsen und Innen ihm anschliefst. Seine sittlich-geistige Ausbildung ist in der Erscheinung ein geschmeidiger Zirkel, für die höhere Anschauung ein unendliches Vieleck, dessen Quadratur sich nur durch Annäherung bestimmen läfst.

Eine gewisse abspringende Gewandtheit des Geistes hingegen, deren kreuzende Tendenzen sich nirgends in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigen, möchte wohl selten etwas Besseres andeuten, als: „bewegliche Keinseitigkeit des Charakters." —

Man kann die gebildeten Charaktere sehr füglich, wie die geschliffenen Edelsteine, in echte und unechte eintheilen. Die ersteren übertreffen auch hier die letzteren an Gewicht, Festigkeit und durchsichtiger Helle. Nur die Nichtkenner werden getäuscht durch künstliche Ver-

edlung nachahmender Politur oder untergelegter Folie.

Je harmonischer der Mensch sein Inneres ausgebildet hat, desto ruhiger, aber auch desto gewandter, zeigt er sich gewöhnlich in Behandlung der äufsern Verhältnisse. Neben diesen, die er sich früh unschädlich zu machen gewufst, geht sein sittliches und intellektuelles Leben ungestört fort. Weil das Heiligthum seiner Seele gegen jede zudringliche Anmafsung der Profanen verschlossen ist, kann er auch gegen diese in dem gleichgültigeren Umgang überall gutmütig, mittheilend und offen erscheinen.

Friedfertig, weil er keine Grenzstreitigkeiten mehr zu berichtigen hat, übersieht er das Gebiet der Ungebildeten richtiger als sie selbst, und beurtheilt daher

ihre Ansicht der Welt und des Lebens, nicht aus seinem höhern, sondern aus dem ihnen eigenthümlichen Standpunkt. Er verleugnet niemals die Wahrheit, nur prediget er sie vor denen nicht, auf welche sie unwillkührlich als Irrthum wirken müste. Streng in seinen Forderungen an die Menschheit, die er immer gegen das Ideal hält, ist er duldsam und nachgiebig gegen einzelne Menschen, deren Geist von der Natur keine Flügel erhielt, um sich emporzuheben über den beschränkten Horizont der sinnlichen Wirklichkeit. Sein zarteres Pflichtgefühl verabscheuet überall die Unsittlichkeit, während seine geschärfte Menschenkentnis ihn die Unsittlichen meist immer entschuldigen lehrt.

Anstösig wird er indefs durch diese filosofische Toleranz, wie durch die Geschmeidigkeit seiner Lebensformen, am

ersten jenen schätzbaren Rigoristen einer edlen, aber etwas unbehülflichen Moralität, die sich selbst noch aus Starrsinn oder Unbeweglichkeit des Geistes immer im Widerspruch befinden mit der sie anfeindenden Aufsenwelt. Sie nehmen bei ihm nicht selten das Allerpositivste, jenes klassische Talent der Absonderung, für eine Negazion. Weil sie aus seinem Innern nichts hervorspringen sehen auf disharmonische Art, so glauben sie auch schwerer an den Reichthum desselben; und sein eigenthümliches Leben, dessen vielseitige Erscheinung gerade von Innen heraus so eigen beleuchtet wird, kömmt ihnen mehr oder weniger als gemeine Frivolität vor, deren Glanz nur von Aufsen durch einen filosofischen Firnis erhöht wird. —

Illiberal macht überhaupt nicht bloſs jeder Stand, sondern auch jede Gesin-

nung, sobald wir unsre Ansicht der Welt und des Lebens, sei es auch die freieste und weiteste, nicht mehr für einen Horizont halten, sondern für eine feste, unverrückliche Gränze.

Nur in Situazionen, die den Geist und die Empfindungen lebhaft interessiren, bildet sich ein Charakter bis zu dem Grade der Vollkommenheit aus, die seiner ursprünglichen Bestimmung erreichbar ist. Daher so oft die schnelle und vielseitige Ausbildung des Helden, des höheren Staatsmannes, des glücklich Verliebten. Der Mangel an gehaltreichem Lebensinteresse ist die häufigste Ursache der flachen Mittelmäßigkeit, worin die meisten Menschen ihr genußloses Dasein hinschleppen. —

Zur fortschreitenden Entwickelung eines vorzüglichen Menschen ist nicht das Han-

deln unentbehrlich, aber unermüdete Beschäftigung: sei es zufällig mit Thaten, Empfindungen oder Ideen. Sein Leben ist nicht nothwendig an historischen Begebenheiten reich, aber immer an psychologischen. —

Man muſs nicht eben in glänzenden, aber in vielfach beleuchteten Verhältnissen gelebt haben, nicht bloſs um Andre, sondern vorzüglich auch um sich selbst vollkommen kennen zu lernen. Der Einsame sieht sich immer nur im Profil. —

Wer seinen eigenen Werth nicht bestimt anzugeben wüſste, wie bescheiden er ihn immer geltend mache, wird auch fremden nie richtig zu schazen vermögen. *„Noli putare illud γνῶθι σεαυτὸν ad arrogantiam minuendam solum esse dictum, verum etiam ut bona nostra norimus.“*

Es giebt einen entnervenden Purismus des sittlichen Gefühls, der das innere Leben nicht weniger kleinlich und pedantisch macht, als jener des Ausdrucks die so gegenannte unsträfliche Schreibart.

Wie das vorzügliche Genie die Sprache seines Landes und seines Zeitalters allgemeinverständlich, aber doch mit klassischer Eigenthümlichkeit redet und schreibt — so lebt auch der gehaltvollere, höher gebildete Mensch sein äufseres Leben. Dem allgemeingültigen Dialekt seiner Verhältnisse und seiner Umgebung vollkommen getreu, aber ihn überall auf eine veredelnde Weise individualisirend, nach dem gesezgebenden Bedürfnis seines moralischen oder intellektuellen Charakters. —

Das schöne Leben kommt von selbst, wie der schöne Styl — von Innen heraus, nicht von Aufsen herein. Beispiele wecken

manchen schlummernden Funken des Genies, Vorlesungen über den Mechanismus der Kunst sind höchstens unschädlich; nur zu oft verdürftigen sie die Originalität, wenn sie solche auch nicht zu ersticken vermögen.

„Aller Anfang ist schwer!" — aber glücklicher Weise ist es auch nur selten nothwendig „mit dem Anfang zu beginnen." Auf die Begeisterung soll man sich verlassen, und auch das Werk seiner eigenen Ausbildung frischweg in der Mitte anfangen, wie ein epischer Dichter. Wenn erst das Interesse lebhaft geweckt ist, läßt sich das Versäumte schneller und leichter nachholen. Die Methode muß im Leben vorzüglich das Letzte sein, wie die Grammatik bei dem Sprechen, und hier, wie dort, mehr erfunden als gelernt werden, oder wir kommen ewig nicht vom Flecke.

Das Leben selbst scheint bei einigen leicht organisirten Naturen blos eine musikalische Thätigkeit zu verrathen — eine ewige, leiser oder kraftvoller erschütternde Bewegung, deren Eindrücke wie ein luftiges Echo verhallen. Je mehr aber der innere Mensch nach Ruhe strebt und nach Harmonie, desto fester und gediegener erscheint auch sein Leben — ein plastisches Kunstwerk im einfachen, erhabenen Styl.

„Die Kunst soll nicht nach Brot gehen" — um mit Lessing zu sprechen — aber das Leben wahrlich noch weniger, wenn nicht von gemeinen Handwerksnaturen die Rede ist.

Sich selbst genügt das moralische Kunstgenie, wie das ästhetische. Die höhere Natur strebt in beiden nach Vollendung, unbekümmert um fremde Beurtheilung der

zufälligen Formen, durch welche sie sich in der Wirklichkeit ausspricht. Wer von seiner Kunst leben will, oder von seiner Tugend, muſs dem Modegeschmack frohnen — dem als gemeinnützig gepriesenen Wahn der Menge. Die vornehmere Sittlichkeit, wie das vornehmere Talent, haben beide einen selbstandigen Zweck, und einen durchaus nicht zu berechnenden Werth. Die Welt bedarf ihrer nicht; aber wehe auch ihnen, wenn sie der Welt bedürfen! —

Nicht das öffentliche Leben, nicht die bürgerliche Thatigkeit verachtet der Weise, wohl aber jene herschsüchtige Willkühr, welche überall die freie, die lebendige Menschheit zu ersticken trachtet, um die entseelte Mumie zu verherlichen als ein Gozenbild der Kultur. Nur vor diesem profanen Geist flüchtet sich der erhabene,

wie der kindliche Charakter in die stille Heimat des Gemüts, und entsagt unaufgefodert allen Kampfpreisen der Eitelkeit, um seine sittliche Unabhängigkeit zu sichern.

Warum sollte denn auch Kunst und Genie alles veredeln und idealisiren dürfen, ohne Rücksicht auf praktischen Nutzen — nur nicht das innere, das intellektuelle Leben des Menschen? Nur dies sollte sich immer hinschleppen in den Fesseln vorgeschriebener Endreime; nur dann vollendet heißen, wenn aus den Anfangsbuchstaben seiner langweiligen Strofen sich endlich der Name eines Helden, eines Staatsmannes oder eines Schriftstellers geschmacklos zusammenbuchstabiren ließe? Warum dürfte das genialische Sein uns nicht reizender dünken, einen höhern und eigenthümlichern Werth uns

urtheilen, als das mittelmäßige, ja selbst als das genialische hervorbringen? —

Nicht der gröſsere Wirkungskreis, nur der höhere Standpunkt, die freiere Übersicht der Dinge vollendet den Menschen. Nicht der Gegenstand, sondern der innere Gehalt jeder Thätigkeit giebt dem Charakter Würde, den Empfindungen veredelnde Regsamkeit und heilige Ruhe. Der beschränkte Kopf allein glaubt, nirgends Stof genug losbrechen zu können von der Aufsenwelt, die ihn überall einengt; der gediegene Weise trägt in seiner eigenen Brust eine heimische Welt von Ideen, zu deren wohlthätiger Ausbildung ihm ein Menschenleben nicht hinreicht.

Je gröſser und einfacher sich der Styl unserer Lebensfilosofie ausbildet, desto freiwilliger thun wir auf eine Menge kleiner,

unbedeutender Wünsche Verzicht, die das Herz zerstreuen und den Launen des Schicksals zu viel verwundbare Stellen in unserm Innern entblößen.

Aber in dem Leben eines jeden geistreichen und gefühlvollen Menschen erhebt sich irgendwo Ein grosser unvollendeter Wunsch, der, wie eine heilige Ruine aus einer unbekannten Vorwelt, auch die anmutigsten Lusthaine jeder spätern Weisheit nicht entstellt, sondern verherrlicht. Jeder Frühling schmückt diesen schweigenden Tempel mit neuen Blumen und Laubranken, während seine erhabenen Trümmer auch den Winterstürmen Trotz bieten, und seine tief eingegrabenen Hieroglyfen weder vom Regen noch von der Sonne verwittern.

In den köstlichsten Augenblicken unsers rathselhaften Daseins, wo wir der

Ruhe bedürfen, um uns selbst zu begreifen, verweilen wir am andachtigsten in den wohlthatigen Schatten dieser einladenden Freistatte. Dorthin begleiten uns, einzeln oder vereinigt, alle Genien, welche die mütterliche Natur uns bei der Geburt zugesellte, auf dafs wir nicht einsam und verlassen die lange Reise des Lebens vollendeten, nicht unerzogen in ihren Schoofs zurückkehrten.

Die Unschuld und die Freude, die Liebe und die Wehmut, der Schmerz und die Hofnung, der tröstende Schlummer und der dichtende Traum — alle diese Zwillingsgeschwister einer Olympischen Mutter versammeln sich am liebsten um jene ehrwürdige Ruine, deren geheimnisvolle Bilderschrift jeder von ihnen auf eine sinnreichere oder lieblichere Weise zu deuten versucht. Aber wenn sie dann

oft und vielfach ihren Scharfsinn vergebens an ihr geübt, und ihre Vieldeutigkeit selbst sie überzeugt, das einfache, grosse Wort des Räthsels sei auch von ihnen nicht getroffen — dann bereiten sie uns in den verborgensten Tiefen jener heiligen Katakombe die letzte Ruhestatte, und winken dem Tode, als ihrem älteren Bruder, um unsre Belehrung zu vollenden.

„Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich!"

Göthe.

VI.

DER HÖHERE STANDPUNKT.

„Philosophers! let me hear concerning *Life* what the right notion is; that I may not, when Life seems retiring, or has run itself out to the very dregs, cry *Vanity!* condemn the world, and at the same time complain, that *Life is short and passing!* For why so *short* indeed, if not found *sweet?* Why do I complain both ways? Is *Vanity* a happineſs? or can *Misery* paſs away too soon?" —

SHAFTESBURY.

Iſt Glückſeligkeit oder Entſagung, Gegenwart oder Zukunft, ſinnlicher Genuſs oder

sittliche Veredlung — das naturnothwendige Ziel unsers Strebens, unsre lezte Bestimmung?

Wer hätte gelebt und geduldet, der hier nie gezweifelt? Welcher fühlende, welcher denkende Mensch wäre im Kampfe mit dem widerspenstigen Schicksal nie irre geworden an dem Zweck seines flüchtigen Daseins? Wem hätte wohl eine spizfündige Metafysik seine glühende Hofnung, seine zitternde Furcht und seine lächelnden Thranen bis zur Befriedigung entrathselt? Beneidenswerth alsdann, wer, noch beängstigt von der Armut seines irdischen Wissens, jener himmlischen Sehnsucht vertrauet, die, als eine genialische Hypothese der Seele, eben so glücklich als kühn alle Widersprüche des Verstandes zu lösen, alle Weissagungen des Herzens zu erfüllen verspricht. —

„Das verlorene Paradies!" — Jene aus allen Fernen der Endlichkeit so vernehmlich wiederhallende Sage — ist sie nicht ewig, wie die Welt? Macht ihre Ewigkeit sie nicht wahr, aber auch bedeutungsvoll und heilig für jeden melodischen Geist, der zugleich den schöneren Sinn, die tröstende Stimme dieses traurigen Orakels vernimmt?

Weder als eine filosofische Dichtung, noch als ein historisches Faktum „aus den Tagen, die nicht mehr sind," dürfen wir sie betrachten jene gemifsdeutete Sage — sondern als das immer forttönende Echo eines unbestechbaren Gefühls, welches aus allen Tiefen der sinnlichen Beschränkung emporachzet zur sittlichen Freiheit und zu der Stralenhöhe unsterblicher Ideen.

Das Paradies ging verloren, wie die Erscheinungswelt begann —

„Als der Erschaffende von seinem Angesichte
den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
und eine späte Wiederkehr zum Lichte
auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieſs.“ —

Je mutiger wir fortschreiten auf diesem Pfade, je unverrückter wir das Ziel im Auge behalten, desto schneller umleuchtet uns wieder das verdämmerte Licht unserer geistigen Heimat, die kein Zeitbegriff, weder Vergangenheit noch Zukunft, begrenzt, sondern die allgegenwärtig sich verbreitet durch die freieren Regionen eines übersinnlichen Universums. —

Hätte die zur Erde verstöſsene Psyche keine Flügel behalten, um sich freiwillig wieder emporzuschwingen in den Äther, so wäre unser ganzes Leben in der Sinnen-

welt nur der langsame Todeskampf unsrer entadelten Intelligenz.

So trostlos erscheint es auch demjenigen, dessen Auge nirgends hinausreicht über die bedingte Wirklichkeit, und der schon mit der Verzweiflung kämpfend, wie Aneas, seine Rettung und seine Freiheit nur vom Tode erwartet — bis plözlich die Schönste der Himmlischen sich seiner erbarmt, und hinwegscheucht

„alles Gewölk, das jezo verdunkelnd
ihm den sterblichen Blick abstumpft,
und mit dunstigem Nebel
dick umflort."

Klar überschauet er alsdann die höheren Verhältnisse des Lebens, und erblickt auch da waltende Götter, wo er kleinmutig bisher nur der irdischen Übermacht unterzuliegen fürchtete.

Nur von jenem erhabenen, durch die Religion beleuchteten Standpunkt erscheint uns das intellektuelle Leben als ein in sich vollendetes Ganzes, von welchem das sinnliche nur einzelne Bruchstücke dürftig und ungetreu zurückspiegelt, wie die bewegte Wasserfläche den Sternenhimmel.

Das Räthsel unsers Daseins bleibt unauflöslich, so lange wir das Vergängliche mit dem Ewigen verwechseln und festzuhalten trachten als einzige und gediegene Wahrheit, was in jedem Augenblick sich verwandelt und zerfliefset in Nichts.

So lange die Schattenbilder der Erscheinung uns noch anstarren als beunruhigende Gespenster, sind wir ohnmächtige Sklaven einer geträumten Wirklichkeit. Unsre Entfesselung beginnt mit dem Zweifel an der Übermacht jener teuschenden Wesen: unsre Freiheit vollendet nur die geistige

Anschauung des Universums, vor welcher sich die ganze Sinnenwelt in ein bewegliches Gemählde verwandelt, das nur hindeutet auf ein selbständiges und ewiges Urbild. —

Die Erde begreift nur wer den Himmel gefunden, wen die sinnliche Schönheit nur als ein Abglanz der Wahrheit entzückt. Wer am ruhigen Gestade sich ergezt an dem gemilderten Wiederschein jener heiligen Sonne, nicht mit habsüchtiger Sehnsucht sich hinabstürzt in des Zeitlebens vertilgenden Ozean, um das freundliche Gaukelbild als bleibendes Eigenthum zu erhaschen.

Wie der Künstler mit dem widerstrebenden Marmor, so kämpft mit dem materiellen Leben der ewige Geist. Der Ver-

gänglichkeit gehört auch bei dem erhabensten Kunstwerk der dienende Stof, unsterblich ist allein die herschende Idee des Bildners. Nur diese vermag in jedem Moment wieder darzustellen und frisch zu beseelen, was die Zeit verwandelte, oder scheinbar vertilgte. Ihr göttlicher Ursprung bewährt sich überall durch eine sie verherlichende „Schöpfung aus Nichts." Gleich allmächtig, ob sie sich ausspreche durch eine welterschütternde That, durch athmende Farben oder verhallende Töne; gleich selbständig und grofs, ob sie anschaulich hinaustrete in die Wirklichkeit, oder zufällig nur lebendig gedacht werde! —

Wie tief auch der Mensch versinken mag in beschränkende Sinnlichkeit, wird sein inneres Gefühl doch öfter oder seltner emporgehoben von der unvertilgbaren Ahn-

dung einer höhern Weltordnung. Auch den rohen Barbaren, wie den überbildeten Weichling, beherscht der Gedanke, wenn die gesättigte Begierde eine nachbleibende Sehnsucht nur peinlicher aufregte.

Eingekerkert in Naturverhältnisse streben wir rastlos nach der Glückseligkeit, weil sie uns einen Schein von Freiheit gewährt. Überwältigen möchten wir, uns aneignen, in Genufs verwandeln alles, was sich als feindselige Eigenmacht der unsrigen widersezt. Aber bereichert durch immer neue Eroberungen, durch keine befriedigt, erliegen wir entweder feigherzig dem erschöpfenden Kampf, oder wir freuen uns der Überzeugung, dafs die ganze Sinnenwelt nicht reich genug sei an Stof, um ein geistiges Leben zu beschäftigen, zu leicht, um die

Spannkraft eines tiefer gewurzelten Selbstgefühls zu lähmen.

An dem schroffen Gestade der Endlichkeit verlieren sich allmählich immer enger und ungebahnter alle Wege, die der sinnliche Scharfsinn verfolgte, um „das verlorene Paradies" wieder aufzuspüren. Aber hier gerade, wo wir uns am ungeduldigsten auf eine einengende Insel gebannt fühlen, ergreift uns zugleich am lebendigsten die Idee von einem „Lande der Verheifsung" am jenseitigen Ufer.

Freiwillig entsagen wir alsdann dem betrüglichen Genufs einer sich selbst verzehrenden Gegenwart, welche nur die geistige Beschränktheit als ein reizender Horizont umspielt. Die höhere Anschauung der Welt und des Lebens erkennt keinen so dürftigen Gesichtskreis. Vor dem ent-

zauberten Weisen breitet überall die Unendlichkeit sich aus; daher seine ewige Sehnsucht, sein Schmachten nach dem Unbekannten, bis auch in der umwölktesten Ferne kein teuschender Ruhepunkt seinen vorstralenden Scharfblick zurückdrangt.

„Dorthin oder nirgends!" — ruft ihm die Begeisterung, und er entdeckt eine „neue Welt," weil er heldenmütig an sie glaubte.

Dieser herzerhebende Idealismus war vom Anbeginn die Seele jeder echten Filosofie, durch welcherlei Hieroglyfen sie solchen auch den Ungeweihten versinnlichen mochte. Auf jenes reine Verhaltnifs der Menschheit zu dem Übersinnlichen deuteten von fern auch die sinnreichen Mythen der kindlichen Vorwelt. Als eine Vermittlerin zwischem dem Himmel und

der Erde, führte die bildende Weisheit freundliche Göttergestalten ein in das sinnliche Leben, damit der Geist der Sterblichen in seiner einsamen Verbannung der Heimat nicht vergäfse und seiner ursprünglichen Verwandtschaft mit höheren Naturen.

Die Volksreligion des Alterthums war „das Morgenthor des Schönen, durch welches allmählich auch die spielende Fantasie eindrang in das Land der Erkentnifs." Die übersinnliche Wahrheit, der ewige Begrif eines alles durchathmenden Weltgeistes, offenbarte sich nur der geläuterten, schon kühner emporstrebenden Vernunft hinter dem Schleier der Mysterien.

Fröhlich und jugendlich war daher die antike Ansicht des Lebens; grofs, weil die Wirklichkeit, überall von dem Ideale

beleuchtet, nicht als ein dürftiger Entwurf, sondern als ein vollendetes Dasein erschien; beruhigend, weil die schöne, gehaltvolle Gegenwart keiner ergänzenden Zukunft bedurfte.

Wie der einzelne Mensch jedes Zeitalters dem Geschlecht überlegen erscheint in der Blütenepoche seiner heiligen, noch ungeschwächten Jugend — frei und kühn zu jedem Heldenwerke gerüstet, mit der Übermacht selbst in die Schranken tretend, und das trotzige Selbstvertrauen des Sieges emporschöpfend aus der tiefen Kraftfülle eines noch glühenden Herzens; großdenkend, einfach und sittlich, dem frischen Gefühl, nicht der peinlichen Klugheit gehorchend; auf den Fittigen der Begeisterung gegen das Höchste sich aufschwingend, um Unsterbliches in seine reiche Fantasie aufzunehmen, und die Gottheit

selbst, als das Urbild jeder sichtbaren Schönheit: üppig und schwelgend im erkämpften Genuſs, aber ruhig, heiter und lebensfroh auch im entscheidenden Augenblick, wo das Schicksal Entsagung oder Opfer gebietet — So lebte, so entzückt uns noch immer auf dem Zaubergemählde einer epischen Dichtung das Heroëngeschlecht der Vorwelt, jener verklärte Jüngling des Menschengeschlechts.

Traurig und niederschlagend wäre überall das Zurückschauen in die Vergangenheit, wenn nicht jede Verwandelung zugleich als eine fortbildende Schöpfung erschiene. Aber still und allmählich entwickelt sich der moralische, wie der fysische Organismus der Natur, und wir klagen eben so kurzsichtig als ungerecht über Stillestand oder Rückfall, weil nicht mit

der sinkenden Blüte auch die Frucht schon reift. —

Als die herrlichen Gebilde der alten Weltordnung sich auflösten, hatten die Elemente der neuen sich schon gesezmäſsig vereinigt. Roh und gestaltlos erschien die Gegenwart, aber als eine feste und gediegene Knospe der Zukunft.

Mit dem Glanze der sinnlichen Fantasie verschwanden zugleich die magischen Götterscheinungen, welche jene zurückgespiegelt hatte auf das jugendliche Leben der Vorwelt. Dreister traten nun die Mysterien der Weisen in den Volksglauben über, und Gott suchte mit inbrünstigerem Ernst der nachdenkende Mensch, wie die bildlichen Götter ihn verliefsen.

Die Geheimnisse der antiken Filosofie wurden auf Einmal der wahre, wenn auch lange der misverstandene, Inhalt der mo-

deren Religion. Die Einheit des Weltgeistes, die unsterbliche Würde der Seele, ihr selbstverschuldeter Abfall von ihrem ewigen Urbild, die Bestrafung desselben durch ihr Versinken in ertödtende Sinnlichkeit, und ihre endliche Erlösung durch den Glauben an „ein Reich, das nicht von dieser Welt sei," und durch eine „geistige Wiedergeburt zu einer Gottähnlichen Gesinnung" — diese Ahndungen der scharfsinnigsten Spekulazion erschütterten nun plözlich als eine höhere Offenbarung alle nach Wahrheit und Erkentnifs durstende Gemüter. —

Doch wie anders, als in der klaren Seele griechischer Seher, mufsten die Formen dieser Lehre sich abspiegeln in der trüben Einbildungskraft einer noch ungeläuterten Volksmasse! Die Ewigkeit war, als eine strenge, unbekannte Gewalt, in

das verworrene Zeitleben gerreten; ihr Dasein wurde überall von der Menschheit empfunden, aber angeschauet nur in dem dämmernden Zwielicht der sinnlichen Vernunft — wie ein schauderhaftes Riesengebild. Aus der tiefen Nacht der Unendlichkeit verbreiteten sich immer längere Schatten über die nur noch dürftig beleuchtete Wirklichkeit, und selbst den sittlichen Genuſs der reizenden Gegenwart verdürftigte die peinliche Sehnsucht nach einer heiliger geglaubten Zukunft. —

Aus diesen luftigen Elementen gestaltete sich allmählich die ganze Mythologie des modernen Lebens. Die erhabene Sonne der Religion konnte die Erde nicht verschönern, so lange der Wolkenhimmel sie barg. Zu dem Unendlichen konnte die poetische Fantasie nur auf unsinnlichen Flügeln von weitem sich empor-

schwingen, und dem geistigen Auge gewahrte sie nichts, als den Anblick ihres ohnmächtigen Schwebens in einer überirdischen Region. Überall verscheuchten noch formlose Ideen der Wahrheit die festen Gebilde darstellender Schönheit, und beängstigende Fantome der innern Selbstbeschauung vernichteten das sorgenlose Theilnehmen an fröhlichen Erscheinungen der Aussenwelt.

Aber so finster und abschreckend erscheint das romantische Drama der neueren Weltbildung nur in seiner vorläufigen Verwickelung. Von dem erhabenen Plane des Schicksals haben vergangene Jahrhunderte vielleicht das Schwierigste schon entfaltet. Auch wenn wir gleich, nach dem Ausspruch eines strengeren Richters, noch immer „im Mittelalter leben," so sind wir

doch weit genug vorgeschritten, um bei der anbrechenden Morgenröthe die zurückgelegte Bahn nicht ohne ermutigendes Selbstgefühl zu überschauen. —

Die Erlösung der Menschheit aus dem angeerbten Sklavenstande der Sinnlichkeit, die Erhebung der Seele über alle Bedingungen des vergänglichen Lebens zur Anschauung ihres ewigen Urbilds, und der glorreiche Triumf des Geisterreichs über die Erscheinungswelt — waren Weissagungen der ältesten Filosofie, deren fortschreitende Erfüllung im Grosen nur von einer mit ihr verbundeten Volksreligion zu erwarten stand.

So rein, wie der moralische Idealismus nur ausgesprochen werden mag vor noch ungebildeten Gemütern, geschah solches durch die neue Lehre vom „Reiche Gottes auf Erden" und von der Wieder-

Vereinigung mit dem Urgeiste der Natur durch einen „seligmachenden Glauben."

Der religiöse Grundton des modernen Lebens ist daher übersinnlich und ernst. Auch die noch unaufgelösten Mißklänge desselben beziehen sich alle auf eine künftige Harmonie zwischen der empirischen Anschauung und der intellektuellen. Der geisterbeschwörende Aberglaube, die spielende Mystik, die sehnsüchtige Sentimentalität und der engherzige Pietismus waren von jeher nur Verirrungen einer richtigen Tendenz, einer idealen Gemütsstimmung. —

Das gesammte Gebiet der modernen Geisteskultur durchströmte ursprünglich eine reichhaltige Ader von echter Filosofie. Soll der Boden durch sie wohlthätig erfrischt werden, nicht allmählich versumpfen, so dürfen wir nicht länger

mit sorgloser Trägheit blofs die Oberfläche besamen, noch weniger die freiwilligen Ausbrüche jenes unterirdischen Elements wieder zudämmen; sondern da gerade, wo sein Stral am kühnsten hervorschiefst, müssen wir seiner unruhigen Gewalt Luft machen und in die Tiefe hinab graben, um überall die trüben Lachen in „Brunnen lebendiges Wassers" zu verwandeln.

Die Formen des Alterthums sind zerbrochen. Verloren ist für die Nachwelt, was eingeschlossen war in jene. Die Freistaaten der Griechen, die frische Sinnlichkeit ihrer darstellenden Kunst, ihre grofsen, einfachen Lebensverhältnisse — erfüllen unsern Geist nur noch mit Bewunderung und Sehnsucht, wie das Andenken an die bezaubernde Schönheit einer auf immer entflohenen Jugend. —

Mit dem Zeitstrome, wie er heller oder trüber vorbeirauscht, wechseln und verwandeln sich die Gestalten der Sinnenwelt, die nur von jenen zurückgespiegelt werden. Ewig und unveränderlich ist die geistige Natur der Menschheit, wie zufällig und widersprechend auch diese uns erscheine aus dem tauschenden Standpunkt einer bedingten Wirklichkeit. Die Geschichte der Völker ist nur ein fortschreitendes Gemählde jenes optischen Betrugs. Die höhere, die religiöse Filosofie allein beruhigt uns über den Augenblick, wie über das Jahrtausend, in welchem wir sinnlich unser Dasein empfinden. Denn von ihr emporgehoben über sie alle, denken wir uns nur als Bürger einer gemeinsamen Ideenwelt, als ewige Erben einer unveräußerlichen Freiheit, deren sittliche und intellektuelle Kräfte von allen

unwesentlichen Bedingungen der Naturnothwendigkeit nur **scheinbar** gehemmt werden.

In einem Zeitpunkte, wo ein Alles unterjochender Despotismus schamloser als je sich über die Erde verbreitet, alle Formen zertrümmert, die noch Recht und Gesez mit alterthümlicher Würde beschüzten, und, wahnsinniger als kühn, durch fysische Übermacht auch die moralische Unabhangigkeit der ganzen menschlichen Gattung niederzutreten hoft, weil ein mit feigherzigem Egoismus gebrandmarktes Geschlecht seine wohlverdiente Knechtschaft kaum als ein Unglück zu bejammern wagt — wohin retteten sich da wohl die Freigebornen des geistigen Lebens, als Geachtete des Zeitalters, wenn nicht auf jene „Insel der Seligen," über welcher das

Zwillingsgestirn der Filosofie und Religion ewig in ursprünglicher Klarheit herableuchtet?

„Nur in jenen heitern Regionen,
wo die reinen Formen wohnen,
rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr." —

Auf schimmerte schon im „Morgenlande der Ahndung" allen andachtigen Weisen jener tröstende Stern, und ging vor ihnen her auf der noch dunkeln Bahn ihrer geheimnifsreichen Wallfahrt durch das fremde Leben, bis sie hocherfreut niederknieten und anbeteten, als er plötz-

lich stille stand — nicht über der Zukunft, sondern über der verklärten Gegenwart.

Diese Wiedervereinigung der Religion auch mit der echt-wissenschaftlichen Filosofie ist in unsern Tagen der Scheitelpunkt aller höhern Ausbildung. Der Mensch verleugnet seine edlere Natur, wenn sein Gedanke nicht überall den Himmel berührt, auf welchem Punkte der sinnlichen Weltkugel er auch mit seiner That oder seiner Empfindung verweile. Einseitig und unzuverlässig ist jede Aufklärung, die nur durch den Stralenbrecher eines scharfkultivirten Verstandes sich hinspielt über das irdische Dasein, um dessen Erscheinungen zu vervielfaltigen. Die allumfassende, die allein wohlthatige vernichtet, als ein reiner Abglanz der göttlichen Vernunft, am

ersten jenen dämmernden Schein, um überall das geistige Leben, den einzig wahren und bleibenden Besiz der Menschheit, auch ihren noch sterblichen Blicken zu enthüllen. —

Eine Revoluzion zur Freiheit, in der politischen Welt zum Gespötte geworden, weil sie mit den rohesten Elementen der Gegenwart nur das Wahnbild der Vergangenheit zu verwirklichen strebte, vollendet sich allmählich in den höheren Regionen der moralischen Weltanschauung. Nicht am Ziel, aber auf der rühmlichsten Laufbahn, erblicken wir die Vorkämpfer der jezigen Generazion. Erlöst aus den verjährten Fesseln der Willkühr, ringen sie unaufhaltsam mit dem Ungebilde der Zeit, um die Alleinherschaft ewiger Ideen in dem Freistaate der sittlich-intellektuellen Menschheit gesez-

mäfsig zu begründen. Sie werden siegen, weil ihre Widersacher das Heilige nur mit irdischen Waffen bestürmen, und als ein scheues Gespenst zu bannen hoffen, was ruhig und unantastbar auch durch die profaneste Wirklichkeit vordringt, als ein übermächtiger, aber leise verwandelnder Geist. —

Vernichtet ist durch seinen eigenen Vorwiz der am Stoff klebende Unglaube, geläutert durch die lange Gährung sinnlicher und geistiger Rohheit, was die Volksreligionen Wahres und Schönes enthielten; vorbereitet sind durch eine wiedergeborne „Gottesweisheit" die edelsten Gemüter auf das „neue Evangelium," das schon Lessing der Seher verkündigte, wo „der Glaube zum Schauen" sich erheben, und „das Vergängliche anziehen wird das Unvergängliche."

So gewiſs wie der fysische Tag nicht lange mehr zögert, wenn auch noch so fern die Morgenröthe nur andeutet, die Erde sei wieder der Sonne zugewendet — so gewiſs wird auch in der geistigen und moralischen Welt jener helle „Tag der Verheiſsung" nicht ausbleiben, seitdem am östlichen Horizonte der Filosofie die Religion wieder aufdämmert. Seinen Glanz mögen Nebel und Gewölk auch künftig noch abwechselnd verhüllen; er selbst aber wird nicht wieder zurücksinken, ehe er seine Mittagshöhe erreicht, und die durch ihn erst sichtbar gewordene Schöpfung mit Licht und Warme gesegnet. —

In der Einheit des Wahren und des Schönen werden wir dann auch das Leben erblicken, und in der Wirklichkeit es gestalten, wie die Künstler des Alter-

thums ihre plastischen Gebilde — das Allgemeine mit dem Besonderen verschmelzend und durch die eigenthümlichste Erscheinung zurückspiegelnd den ewigen Begrif der Menschheit.

Bei der höheren Beleuchtung verschwinden die gefürchteten Schrecken, die unsern Geist in die sinnlichste Persönlichkeit zurückdrängten, so lange er noch wandelte „in Nacht und Schatten des Todes." Die schwankende Idee einer künftigen Unsterblichkeit verwandelt sich in festes Bewufstsein, in lebendiges Gefühl einer gegenwärtigen Ewigkeit. Die Erkentniß unserer übersinnlichen Freiheit und unsers Erbrechts an das Universum versöhnt uns mit der scheinbaren Willkühr eines zeitlichen Schicksals. Das Göttliche, wenn wir es aufgenommen haben in unser Gemüt, wird uns überall vernehmlicher ansprechen, aus

den erhabensten, wie aus den noch unvollendeten Formen der irdischen Anschauung — aus den einfachen Symbolen des Volksglaubens, wie aus den unbildlichen Mysterien der tiefsinnigsten Spekulazion. —

Lebendiger als von dieser wird die Wahrheit oft angeschauet von jenem, aber nicht mit klarem Bewußtsein als solche erkannt. Verschleiert als Kunst oder Dichtung wandelt sie menschlich einher unter allen Geschlechtern der Erde, deren geistiges Auge noch nicht stark genug ist, um ihren himmlischen Glanz zu ertragen. Vertraulicher offenbart sie sich nur einzelnen Gemütern, die sie empfänglicher fand für höhere Belehrung, und erst vor ihrem mündigen Zögling verklärt sich die wohlthätige Gefährtin seiner Jugend zur Göttin der Weisheit.

Wehmütig blicken wir denn wohl, wie der Sohn des Odysseus, der Unsterblichen nach, wenn sie plözlich des Irdischen sich entkleidet und wieder emporschwebt in ihre ewige Heimat — aber nicht als trostlose Waisen, sondern als Verbündete des Himmels, mit edlerem Stolze und mit beruhigendem Selbstvertrauen. Denn wir wissen nun, was wir früher nur ahndeten und hoften, daſs es kein sterblicher Wahn, kein tauschendes Luftbild war, sondern die göttliche Wahrheit selbst, deren sinnliche Gestalt wir einst mit so frischem Gefühl, mit so heiliger Inbrunst umfingen.

In der geistigen, wie in der bürgerlichen Welt, dürfen die Vollmündigen allein sich als Stellvertreter der Gattung betrach-

ten. Weder sinnliche Kraft, noch einseitige Verstandes-Verfeinerung, sondern das tiefer empfundne Bedürfnis einer hochsinnigen Filosofie, eines religiosen Idealismus, bewahren den gehaltvolleren Charakter, wie die höhere Bildungsstufe eines Volkes oder eines Zeitalters. Nur wer sich auf diese erhoben fühlt, hat entscheidendes Stimmrecht in dem moralischen Freistaate des Universums; und in diesem erscheint das Ziel seiner höchsten Bestimmung dem spätesten Enkel nicht ferner noch unerreichbarer, als dem Griechischen Weisen aus einer beneideten Vorwelt. —

Auch verwahret sich der Menschheit unsterblicher Genius gegen jede chronologische Markscheidung im Gebiet ihres idealischen Lebens. Die Sittlichkeit ist ein südlicheres Klima, welches jenen Nor-

dischen Kreislauf von Frühling und Sommer, von Herbst und Winter, nicht so unbedingt anerkennt. —

Unter den Palmen jenes wohlthätigen Himmelsstriches, aus der Quelle eines vollkräftigen Selbstgefühls strömt noch unversiegt ewige Jugend, und in jedem Momente des Daseins mögen wir immer von neuem aus ihr schöpfen, um so manche lechzende Hofnung, oder schon verwitzerte Freude wieder frisch zu beleben. In dem romantischen Orient des Gemüts mufs das „wiedergefundene Paradies" über das verlorene der Erscheinungswelt uns trösten, und dort darf kein willkührlicher Zeitbegrif den reichen Frühling der Seele, oder die Jünglingskraft des Geistes unwiederbringlich verscheuchen. —

Es giebt daher nichts Modernes, im unrühmlichen Sinne, als jene gehaltlose

Liebhaberei am Antiken, welche die lebendige Gegenwart blos noch gelten lassen möchte als ein dürftiges Echo der verklungenen Vorzeit. Jene ohnmächtige Sehnsucht, die nach Unschuld, Tugend und Heroismus immer muthloser hinabstarrt in die Graber der Vergangenheit, statt jener hochherzigen, die immer fröhlicher aufblickt gegen die Morgenröthe einer veredelnden Zukunft. Nicht die zertrümmerten Formen des Alterthums lasst uns anstaunen, sondern mit profetischer Zuversicht jenen Geist beschworen, der noch aus ihren Ruinen emporsteigt, um wieder neue Gebilde des Schönen, des Vortreflichen und des Wahren mit gleich ewiger Jugendkraft zu beseelen!

„Dann suche niemand in der neuen Zeit
die alte wieder! Jede Tugend blüht

an ihrem Ort, und webet ihr Gewand
Vom Äther ihres Tages."

Je mannigfaltiger auch das vergängliche Leben einen gediegenen, in dem Begrif des Ewigen gewurzelten Geist zur Selbstthätigkeit aufregt, desto vollkommener bildet sich die gesammte Natur des Menschen zur gesezmäfsigen Einheit. Denn wer Einmal das Bedürfnis einer übersinnlichen Heimat tief und unauslöschlich empfand, wird auch im unruhigsten Getümmel einer ihm fremden Aufsenwelt die stillen Hausgötter seines Herzens nur um so treuer und andächtiger verehren. Noch am späten Abend eines inhaltvollen Lebens steht dann die ganze Vergangenheit so klar vor seinem Blicke, und so harmonisch be-

leuchtet, daſs nicht Eine ihrer Gestalten ihn beunruhigt als ein abgesondertes Bruchstück. Seine oft veränderten Ansichten, seine Irrthümer selbst, bezeichnen nur die Entwickelungsepochen noch unvollendeter Kräfte, keine Verwandelungen seines Innern. Sich selbst konnte er nie verlieren, weil er in jedem Labyrinthe der verworrenen Wirklichkeit jener begeisternden Sehnsucht vertraute, die ihn überall nur weiser und erfahrungsreicher zurückführte nach dem freien Idealande des sittlichen Universums. —

Die schwankenden Verhältnisse der Endlichkeit beherschen wir allein durch die höhere Erkentniſs des Ewigen und des Wahren; und nur wer aufserhalb des sinnlichen Daseins von dem geistigen schon Besiz genommen — hat den festen Standpunkt gefunden, den jener ero-

zige Weise verlangte, „um die Welt nach Gefallen zu bewegen."

„Willkührlich und unwillkührlich, aus Instinkt und aus Vernunft, streben wir insgesamt, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, Seele mit Seele zu durchdringen, und in dem Gefühl eigener, unabhängiger, immer weiter sich ausdehnender Vortrefflichkeit den höchsten Grad unsers Daseins zu erhalten."

JACOBI.

VII.

LEBENSANSICHTEN.

„Ein Gott hat
jedem seine Bahn
vorgezeichnet,
die der Glückliche
rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
das Herz zusammenzog,
er sträubt vergebens
sich gegen die Schranken
des ehernen Fadens." —

GÖTHE.

Wie fest und unwandelbar der Begriff des Lebens sich unserm Geist auch einprage,

bleiben doch die Erscheinungen desselben in der Wirklichkeit überall schwankend und unvollendet.

Alle Vollkommenheiten der Menschheit mag der Einzelne sich in der Idee aneignen, aber verwirklichen kann er nur diejenigen, zu deren Ausbildung er eigenthümlicher befähigt ward durch innere oder äußere Organe.

Wie für den Blinden die ganze Lichtwelt verloren geht — die des Schalles für den Tauben, so giebt es auch für den Geistlosen kein übersinnliches, für den Stumpfherzigen kein sittliches Leben. —

Glücklich oder elend wird der Mensch oft schon geboren, wie gesund oder krank. Nicht unbedingt, aber verhältnißmäßig, je nachdem der Vernichtungskeim alles irdischen Daseins entweder unruhig-zerstörend, oder nur allmählich

auflösend, aus unserm Innern sich entwickelt.

Jenen peinigenden Widerstreit unsrer ursprünglichen Kräfte aus einem idealen Standpunkte zu beleuchten, und durch eine geistige Vermittelung zu schlichten, ist die wohlthätige Bestimmung der höheren Filosofie. Aber bis dahin erhebt sich auch der entschlossene Denker nicht plözlich, und oft erst nach vielfach misglückten Versuchen, das Leben selbst, als die merkwürdigste aller Naturerscheinungen, blos durch sinnliche Hypothesen zu erklären.

Der Weiseste ist zulezt, wer, durch die meisten Erfahrungen bereichert, zwar die Unhaltbarkeit jener Wagesäze erkennt, aber in ihnen zugleich einen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt entdeckt, der näher oder entfernter hindeutet auf den festen

Erkenntnifsgrund eines übersinnlichen Daseins. —

Der Genufs der Erscheinungen wird dem Gefühle dadurch nicht verkümmert, dafs der Geist ihre Beziehungen auf eine höhere Wahrheit schon deutlicher einsieht. Den scharfsinnigsten Naturkundigen entzückt noch, wie den einfaltigsten Beobachter, jener glorreiche Bogen, der „in die Wolken gesezt ward, als ein Zeichen des Bundes zwischen dem Himmel und der Erde."

So geht auch für den zum Weisen vollendeten Filosofen „das Leben in der Wirklichkeit" nicht verloren. Denn als Bürger der Sinnenwelt

„steht er mit festen,
markigen Knochen,
auf der wohlgegründeten,
dauernden Erde" —

ob er gleich weiß und begreift, daß sie selbst nur scheinbar ruht, und als ein abhängiger Wandelstern sich ewig bewegt um eine selbstandigere, ihr erst Licht und Wärme zuströmende, Sonne.

Unsre Ansichten des Lebens hangen weniger ab von einer durch Übung erworbenen Schärfe unsers geistigen Auges, als von jenem angebornen „moralischen Kunstsinn," der schnell und wie durch Eingebung eine Menge von Beziehungen unsers Innern auf die Außenwelt in ihren zartesten Verhältnissen übersehauet, während wir oft mit dem Fernglas einer berechnenden Spekulazion den Umfang oder die Entfernung jedes einzelnen Gegenstandes vielleicht zuverlässiger erkennen, aber ohne den magischen Lichtpunkt zu treffen, der

sie alle zum individuellen zu einer mahlerischen Wirkung verarbeitet. —

Mit theilnehmender Schonung müssen wir indessen auch die „Lebensversuche" der Meisten nur als Studien noch unvollendeter Künstler beurtheilen. Bis der Mensch — was auch dem Vorzüglichen so selten gelingt, und immer so spät! — mit sich selbst völlig im Klaren ist, wird er überall von den Erscheinungen des Lebens noch zu heftig ergriffen, um sie mit festem Blick anzuschauen, und mit ruhiger Besonnenheit in seinem Gemüte zu ordnen. Seine Ansichten sind noch täuschend und verworren, sein Gefühl nur ist aufrichtig und wahr, auch wenn es ihn zu noch so widersprechenden Trugschlüssen verleitet.

„Er fühlt, daß er eine kleine Welt,
in seinem Busen brennend hält,

dafs die fangt an zu wirken und leben,
dafs er sie gerne möcht' von sich geben." —

Auf dieser niedrigen Stufe einer mehr sinnlichen als geistigen Thätigkeit bleiben dann die Unbegeisterten auch im Leben, wie in der Kunst, unwillkührlich stehen. Sie vermögen nicht, in seiner Vollendung darzustellen, was sie nirgend als Einheit begriffen; und überwältigt von Begierden, besizen sie weder Kraft noch Freiheit, um sich zu Ideen zu erheben.

Aber auch das echte Genie, der mit Sinn, Schöpfungstalent und Selbstvertrauen ausgerüstete „Lebenskünstler," kann seine Lehrjahre nicht überspringen. Seinem Zeitalter und seinen Vorbildern überlegen, wird er dennoch mehr oder weniger den unwillkührlichen Einfluss derselben auf seine

vorläufige Ausbildung anerkennen müssen. Daher oft auch bei den Vortreflichsten so viele kunstgerechte Irrthümer in der Behandlung der Welt und ihres eigenen Schicksals; so viel zerstückelte Kraft, so viel Talent des Gefühls, nicht harmonisch entwickelt, sondern eigensinnig verschwendet an den gehaltlosesten Stof, und endlich so viel angeeignete, fremde Manier, statt einer kraftvollen Eigenthümlichkeit des Lebens. —

Getrost sei indefs, wer in seinem Innern nur leiser oder tönender jene weissagende Stimme vernahm, die überall seinem unruhigen Streben ein würdiges und grofses, wenn auch spät zu erreichendes Ziel verspricht!

Das Leben ist den Alltagsmenschen nur ein Amt, das sie treu und pflichtmäfsig

abwarten, um dadurch zu Ansprüchen auf eine künftige Beförderung berechtigt zu werden. Genügsame Aufklärer veredeln es zu einem „modernen Familiengemählde," wo es allerdings ein wenig gemein, unschicklich und langweilig hergeht, wo aber der gewissenhafte Künstler es am Ende doch nie an der poetischen Gerechtigkeit fehlen läßt. Humoristische Virtuosen betrachten es gern als einen gleichgültigen Stoff, der bloß durch genialische Bearbeitung Gehalt und Würde erhält, während künstlerische Dilettanten sich oft nur zu leicht begnügen mit jedem abgerissenen Fragment dieser romantischen Dichtung, es möge ihnen nun späterhin das Fehlende durch eine glückliche Entdeckung ergänzt werden, oder auf ewig verloren sein. —

Kraftvollen Naturen, die tiefes Gefühl mit einem denkenden Geiste verbinden, ist

das Leben und die Welt ernsthaft, nur den Augenblick nehmen sie gern heiter und leicht. Bei den Schwachlingen der Verbildung ist es umgekehrt. Sie behandeln im Allgemeinen die Welt und das Leben wie eine bedeutungslose Posse, und erliegen dann ohnmächtig unter dem eingebildeten Druck jedes ungünstigen Augenblicks.

Was die Jugend am vorzüglichsten zur „goldenen Zeit" unsers Daseins macht, ist jener reine, noch wolkenlose Himmel der Hofnung, der die fernen Gestade der Zukunft so lieblich beleuchtet. Wie eine „Insel der Seligen" wird die Gegenwart durch jene malerische Aussicht verschönert, und diese möchte vielleicht dem Herzen noch lange genügen, wenn

sie nicht zugleich unsern eroberungssüchtigen Geist hinüberlockte nach dem festen Lande einer zu reich geglaubten Wirklichkeit. Rastlos stürzen wir uns dann in den Ozean des Lebens; aber je schneller wir dem unbekannten Ufer entgegensteuern, desto trüber verhüllen auch Nebel und Gewölk dessen entzauberte Fluren — bis wir, nur allzubald an treulosen Klippen gestrandet, schon auf dem vorstarrenden Grenzfelsen des Schicksals jene tiefeingegrabene Warnung erblicken: „Wohin, o Fremdling! mit so stürmender Eile? von welcher teuschenden Sehnsucht getrieben? Schaue zurück und lerne, dafs für den Sterblichen die Lauben der Glückseligkeit nur dort aufblühen unter dem südlichen Himmelsstriche der Hofnung, nicht hier, wo dein Fufs schon den Nordischen Boden der Entsagung betritt!" —

Wer die Glückseligkeit immer nur Jenseits sucht, wird sie gleich wenig erreichen, ob ihn das Weltmeer oder ein Frühlingsbächlein von ihr trennt. —

Für ein zartes, bedürfnifsreiches Herz, dessen Wünsche noch nicht mit der Wirklichkeit ausgeglichen worden, ist die Glückseligkeit eine flüchtige, unstate Göttin, deren Tempel und Hain die Fantasie bald hierhin, bald dorthin verlegt. Wenn die Gegenwart unsre Hofnungen teuscht, suchen wir die Zufriedenheit in jeder willkührlichen Ferne; und wenn wir lange in der Zukunft vergebens nach ihr umhergespahr, wenden wir uns mit gerührtem Auge gegen die Vergangenheit, und wünschen, wie der vielgewanderte Odysseus, nur noch Einmal den steigenden Rauch zu erblicken von Ithakas felsigen Hügeln.

Wir beurtheilen gewöhnlich die Vergangenheit, wie eine verlorene Jugendfreundin, deren liebliches Bild noch immer jene Glorie umleuchtet, womit einst unsre gern getäuschte Einbildung-kraft sie schmückte; die Zukunft, wie eine bezaubernde Geliebte, von deren Besiz unsre leidenschaftliche Sehnsucht ihre endliche Erfüllung erwartet; die Gegenwart allein, wie eine hausliche Gattin, gegen die wir selten gerecht genug sind, bis ihr trauriger Verlust uns überzeugt von ihrem unersezlichen Werth. —

Die Erinnerung ist eine magische Perspektive, welche überall die Geschichte in Poesie verwandelt. Auch wer selten empfindet, dafs er glücklich ist, wird sich oft noch erinnern, dafs er es war. Nur aus einer freundlichen Abenddämmerung tritt die Vergangenheit vor unsern schmach-

renden Blick, und der in Westen noch schimmernde Horizont veredelt alsdann auch die dürftigste Landschaft. Alles Grelle und Schneidende der entfernten Gegenstände verschmelzt jene milde Beleuchtung zu einem anziehenden Gemählde, dem unsre nachbildende Fantasie weit mehr Ruhe und Übereinstimmung leiht, als die Wirklichkeit dem Originale gewährte; und vielleicht nicht selten betrauren wir am wehmütigsten als einen verlorenen Genuſs, was wir niemals besafsen. —

Auch das Heimweh ist gewöhnlich mehr Sehnsucht nach der Jugend, nach der Blütenzeit eines empfindungsreicheren Lebens, als örtliche Vaterlandsliebe. Wie oft wird dieses magische Gefühl nicht plözlich und unwillkührlich in uns aufgeregt durch Gegenstände, die an sich kein Interesse mehr für uns besizen, die uns Ver-

hältnisse und Situazionen vergegenwärtigen, mit welchen unser jeziger Begrif von Lebensgenufs sich in dem peinlichsten Widerspruch befinden würde! Der Anblick einer unfreundlichen Gegend, der melankolische Wiederhall einer Klosterglocke, der Frostschauer eines Nordischen Wintergemähldes — diese Sinnbilder unserer ehemaligen Armut von Aufsen, erinnern sie uns nicht zugleich an den unerschopflichen Reichthum unsers jugendlichen Gemüts, das den Druck der Gegenwart nur wenig empfand, so lange es frohlich und frei emporstrebte gegen eine selbstgedichtete Zukunft?

Wohl demjenigen, der zur Glückseligkeit und zum Lebensgenufs ein ursprüngliches Talent besizt, und solches, nicht etwa durch Umstande begunstigt, sondern

selbst den Widerwärtigkeiten zum Trotz, durch ausdauernde Begeisterung zur Virtuosität vollendet! Die Grundlagen jenes Talentes sind Freiheit und Selbstbeschränkung des Charakters. Gegen die drohende Übermacht des Schicksals giebt es keine glücklichere Schuzwehr, als ein freiwillig geschlossenes Freundschaftsbündnifs mit der Nothwendigkeit. Im Vertheidigungskampfe gegen die Anfeindungen der Sinnenwelt darf der Weise nicht unterliegen; aber wie eine zürnende Gottheit rächt sich das ewige Verhängnifs an der sterblichen Ohnmacht, wenn sie eroberungssüchtig vordringt in das höhere Gebiet der moralischen Weltordnung, und dort auch die heiligsten Naturgeseze durch menschliche Willkühr zu überwältigen trachtet. —

Dem religiosen, dem liebenden, dem poetischen Gemüt ist das Leben eine schöne,

freie Kunst; die Weltklugen, die Ehrgeizigen und die Pedanten der Filosofie entwürdigen es zu einem mechanischen Handwerk. —

In Zelten, oder in unbequemen Hütten, überrascht oft der Tod noch diejenigen, welche unaufhörlich bemüht sind, das Gebäude ihrer künftigen Glückseligkeit zu gründen und zu vollenden — nicht nach den häuslichen Bedürfnissen des Herzens, sondern nach den ausschweifenden Forderungen eines verzärtelten und prachtliebenden Geistes. Sie verbrauchen die erste Hälfte ihres Lebens, um immer neue Zeichnungen und Risse zu entwerfen, die zweite, um endlich die Baumaterialien herbeizuschaffen.

Glücklich macht nicht die Form, sondern der Inhalt des Lebens. Die Vernunft

fodert überall eine ernsthafte, das Herz eine schone, die Fantasie eine unterhaltende Thatigkeit.' Keine Seelenkraft darf überspannt werden, aber auch nicht Eine verrosten, wenn das freie Spiel jenes geistigen Mechanismus nicht gehemmt werden soll, von welchem einzig die Glückseligkeit abhangt.

Auf die harmonische Befriedigung dieser gleich heiligen Bedürfnisse des inneren Menschen sind die Formen der Weltverhaltnisse wie selten berechnet! Einen würdigeren, von ihnen unabhangigen, Stof müssen wir folglich dem Leben zu verschaffen suchen, wenn wir es nicht blofs verbrauchen wollen, sondern es geniefsen.

Eine herschende Leidenschaft ist hiezu weder fest, noch geschmeidig genug; aber eine innige, treue und vollkraftige Liebe

zu Wissenschaften und Künsten ist vielleicht der gehaltreichste von allen, weil nur diese, immer neu und unerschöpflich, den Forderungen des Geistes, den Launen der Einbildungskraft und den Wünschen des Herzens gleich vollkommen entspricht. —

Nur durch eine klare, stille Seele, vereinigt mit einem warmen, leidenschaftlichen Herzen, wird der edlere Mensch für echte Glückseligkeit empfänglich; wer blofs um das Vergnügen buhlt, mag sich mit einem schimmernden Verstand und reizbaren Sinnen begnügen. —

Der leere Kopf und das hohle Gemüt lechzen unaufhörlich nach Zeitvertreib, und sie möchten die lermende Heerstrafse des Lebens am liebsten mit „untergelegten Pferden" durchjagen; nicht um endlich einen ruhigen Standort zu erreichen,

sondern um sich desto schneller von jedem zu entfernen. Der geist- und empfindungsreiche Weise begehrt überall nur Zeitgenuſs. Jeder Moment des Daseins wird von ihm nicht gemessen, sondern gewogen, und für ihn sind Raum und Zeit auch in einem praktischen Sinne nur „Formen der Anschauung." Seine Wirklichkeit ist das innere Leben, dessen Dauer und Kreislauf er blofs nach einer selbsterfundenen „Transzendental-Chronologie" berechnet. —

Keine Charaktereigenschaft ist mit der Glückseligkeit so unverträglich, als ein lebhafter Geist, ohne verhältnifsmäfsige Kraft; der sich immer ein rühmliches Ziel steckt, ohne es unverrückt im Auge zu behalten; immer glänzende Plane für die Zukunft entwirft, ohne jemals dem Genuſs der Gegenwart entsagen zu können; der

endlich von allen schönen Empfindungen und erhabenen Ideen unruhig aufgeregt, aber nicht von Einer ausschliefsend beherscht wird.

Nur durch Ein grofses Interesse des Geistes oder des Herzens werden wir unempfindlich gegen die armseligen Kleinigkeiten, welche das Leben der Meisten alle Augenblicke verbittern. Selbst bei den Vergnügungen, wie bei geistigen Getränken, berauscht weniger der reichlichste Genufs einer einzigen edlen Gattung, als das neugierige Kosten von verschiedenen. —

Ohne vorhergegangene Thätigkeit keine genufsreiche Ruhe, nur ein erschlaffendes Gefühl sehnsüchtiger langen Weile. Das innerlich beschäftigte Gemüt verräth am häufigsten entschiedene Vorliebe für ein gleichformiges Leben von Aufsen; das

müfsige schmachtet überall nach abwechselnder Zerstreuung. —

Unruhiges Streben nach Veränderung, und damit verschwisterte Lust am Neuen und Verwickelten, ist an sich zwar kein Beweis von Armut, aber meist immer von Unkultur des Geistes. Der Einseitige erkannte noch nicht den unerschöpflichen Reichthum des Einfachen und des Alten; und geblendet von der rüstigen Thätigkeit des Eroberns, verschmäht er unwissend die gehaltvollere des Bildens.

Die Neugier ist ein Reizmittel der Weisheit; aber schwächend, wie alle ähnlichen, bei unmäfsigem Gebrauche.

Es giebt genialische Naturalisten der Glückseligkeit, die ihr Leben extemporiren, und jedes Impromtü eines genufsreichen Augenblicks, eben so witzig als kühn,

in das Ganze verflechten. Man schildert sie nicht treffender, als durch die trotzige Selbstvertheidigung einer geistreichen Kezerin aus jener eben so oft beneideten, als unschuldig verlästerten Sekte. „Es sei Thorheit," ruft sie ihren rechtgläubigen Gewissensräthen zu, „dafs ich mich glücklich fühle, ohne mir dabei der „besiegten Schwierigkeit" pflichtmafsig bewufst zu sein? Nur das nennt Ihr Weisheit, wenn Ihr jeden starken, vollkräftigen Genufs des Daseins verdünnet und verflüchtiget, bis er diesen Namen nicht mehr verdient? Scheint es Euch doch nie um das Leben, nur immer um das Fortdauern zu thun! Eure krankliche Mafsigkeit möchte jeden Tropfen Nektar unschädlich machen durch einen ganzen Becher Eures filosofischen Quellwassers; und ich heifse Euch eine wahnsinnige Schwelgerin, weil ich froh-

lich und unbesorgt den berauschenden Kelch voll Lebensglut ausschlürfen, und dann wohl, „wie der König in Tule," auch das köstliche Gefäfs lieber von mir werfe, als dafs ich die ewige Nüchternheit entmarkten, empfindungsleeren Daseins ertrüge. Wer möchte mit Euch hadern? Ihr habt nach jedem Ausspruch der diätetischen Klugheit gegen die Unbesonnenen ein sicheres und unverlierbares Spiel. Nur wähnt nicht, dafs sie eine Minuten des Entzückens austauschen möchte gegen die schmerz- und freudenlosen Jahre Eurer behaglichen Indolenz."

Mit diesen freimütigen Realisten des Genusses näher verwandt, als sie es selbst vielleicht ahnden, sind jene idealistischen Epikureer, welche die Schwelgerei des Lebens mehr geistig als materia-

listisch, aber gewöhnlich eben so unbesonnen, betreiben. Sie scheinen die Sinnlichkeit zu verschmähen, nicht als einen unheiligen, sondern nur als einen zu rohen und spröden Stof des Genusses. Sie geizen statt dessen nach wuchernden Aufopferungen, nach wollustig verzehrenden Gefühlen, und nach allen Tauschungen eines alchymistischen Wohlwollens, welches das Herz lautern und empfänglicher machen soll für einen — willkührlichen Begrif von sittlicher Veredlung. Unaufhörlich mit ihrem Innern beschäftigt, verschwenden sie dann aus verfeinerter Habsucht die ganze gehaltreiche Wirklichkeit, wie Goldmacher ihr Vermogen, um den „Stein der Weisheit" vergebens zu suchen; aber nicht selten werden sie jedoch durch diese moralischen Experimente auf Entdeckungen gebracht, die mehr werth sind, als alle ein-

gebildeten Schätze einer egoistischen Glückseligkeit, um derentwillen sie jene vielleicht zuerst anstellten.

Kein Zustand ist beneidenswürdiger, als derjenige, wenn das Herz von heftigen Wünschen erschüttert wird, welche noch fröhliche Hofnungen beseelen. Aber wehe dem gefühlvollen Dulder, dem oft schon an der Grenze der Jugend nichts übrig blieb, als eine unruhige, hofnungslose Sehnsucht! Denn auch das oft getäuschte Herz, wenn es der Hofnung nicht mehr vertrauen darf, hört doch lange nicht auf, die Ungetreue zu lieben, und beneidet nur um so eifersüchtiger die Glücklichen, welche noch an sie glauben. —

Die schönen, aber schmerzlichen Erinnerungen, die auf dem Grabhügel unsrer jugendlichen Ideale am üppigsten auf-

spriefsen, sind nur die festlichen Blumen, womit die Welterfahrung ihre sinkenden Opfer bekränzt. —

Wenn das Herz nach redlichen, aber gemifsglückten Kämpfen gegen ein widerstrebendes Schicksal zu einem traurigen Friedensschlufs genöthiget wird, mufs es gewöhnlich, um nur seine Unabhängigkeit zu retten, allen künftigen Ansprüchen auf die Art von Glückseligkeit entsagen, die seinen Hofnungen und Wünschen bisher am lebhaftesten schmeichelten. —

Der Traum von einer uns bestimmten Glückseligkeit macht uns beim Erwachen nur alsdann so mifsmütig, wenn wir durchaus auf die Erfüllung desselben, als einer Profezeiung, bestehen. Danken wir lieber den Göttern, dafs wir wenigstens angenehm träumten, während so Viele auch im Schlafe vom Alp gedrückt werden! —

Aber auch der vollendete Weise, wenn er sich schon ausgesöhnt hat mit der Gegenwart und der Zukunft, wallfahrtet noch oft mit frommer Zartlichkeit nach seiner verlorenen Heimat im Morgenlande der Dichtung. Nur hier findet er noch die Gottergebilde seiner ewigen Sehnsucht von Vestalinnen der Unschuld bedient: und nur in dieser priesterlichen Einsiedelei erinnert er sich mit erhebendem Selbstgefühl, wie heilig sein Herz und wie geheimnisvoll es hier schlug, ehe noch eine alles entgeistemde Sofistik sich anmaßen durfte, ihm die Rathsel der Andacht und die romantische Poesie des Lebens so bedeutungslos zu enthüllen. —

Die schauderhafteste Geisterbeschwörung, nicht für den Unglücklichen, aber für den moralischen Wustling, wurde diejenige sein, die ihm bestimmt und deutlich

das vergrösserte Bild seines innern Selbst aus verschiedenen Perioden des Lebens wieder emporzauberte. Auch beweist es immer ein unschuldiges Herz, wie einen festen Charakter, wenn wir vor diesem Hohlspiegel der Vergangenheit nicht zurückbeben, und uns selbst nur mit lächelnder Wehmut wiedererkennen unter jenen Schattengestalten der entseelten Freude, der verblühten Liebe, des verwitterten Lebensgenusses.

Zum ruhigen, aber gediegenen Lebensgenufs, giebt es keine günstigeren Anlagen, als erworbene Mäfsigkeit des Begehrungsvermögens, verbunden mit einer beweglichen Empfänglichkeit für Ideen.

Daher bei jedem reichen, genialischen Gemüt das Bedürfnifs der freiwilligen Einsamkeit, welches immer auf das innigste

verwandt ist mit einer gewissen „mystischen Selbstbeschauung," und einem überwiegenden Hange zum Nachdenken über sittliche Gegenstände. Die Zerstreuung ist überall nur das Element des leeren Charakters, des isolirten Verstandes, oder des gehaltlosen Wizes.

Wir beschäftigen uns anhaltender und treuer mit uns selbst und der Menschheit, wenn die Menschen, als bloſse Erscheinungen der Sinnenwelt, uns weniger interessiren; wir werden andächtiger, sobald wir in unserer eigenen Brust den Schwerpunkt des sittlichen Lebens gefunden. Aber diese schönere Einsamkeit des Herzens wird seltener von dem umgebenden Weltgewühl zerstört, als von den unruhigen Begierden der Eitelkeit, welche jene schüchterne Himmelsfreundin oft auch aus einer Eremitenzelle verscheuchen. —

Um die Einsamkeit zu lieben, mufs das Herz an Empfindungen, der Geist an Kentnissen und Ideen reich genug sein, um unabhängig, aber beschäftigt, von eigenem Vermögen zu leben. Mürrisch macht sie nur die müfsigen und die ungebildeten Gemüter, welche bei dem vertrauten Umgange mit sich selbst den „ästetischen guten Ton" nicht kennen oder vernachlässigen. —

Es giebt keine moralische „Kunst das Leben zu verlängern," wohl aber, „es zu verdichten" — alle auflösende und entnervende lange Weile aus demselben zu verscheuchen. Und auch dieser immer wiederkehrende Dämon läfst sich durch keine Zauberformel glücklicher bannen, als durch den melodischen Wechselgesang der Wissenschaften und der Musen.

Um glücklich zu sein, fehlt es einigen vortreflichen Menschen, welche die Natur und das Schicksal sonst nicht stiefmütterlich behandelte, nur an dem rechten Standpunkt, von wo aus das Landschaftsgemählde des Lebens allein in seiner vortheilhaftesten Beleuchtung erscheint. Diesen schnell zu treffen, ist oft nur Zufall: aber ihn mit Bestimmtheit zu wahlen, ihn festzuhalten, und sich nicht irre machen zu lassen durch falsch berechnete Theorien — dies beweist immer eben so viel ursprüngliche Zuverlassigkeit, als durch Übung erlangte Fertigkeit des moralischen Kunstsinnes.

Noch Andre haben ein zu stumpfes Gesicht, um von dem harmonischen Farbenschmelz auch der nachsten Gegenstande entzückt zu werden, und erblicken in der Ferne durchaus nur verworrene Massen,

die sich formlos in ein düsteres Grau verlieren. Aber den Allermeisten fehlt, auch bei einer reichen und regsamen Organisazion des Geistes, jene Ruhe des Gemüts und jene Klarheit der Seele, die uns allein fähig machen, den Gesamteindruck alles Erhabenen und Schönen rein aufzufassen und in unserm Innern treu zu bewahren.

Glücklich wird man nie, ohne genialische Anlagen des Gemüts. Um sein Glück zu machen, in welcher Bedeutung es genommen werde, bedarf man selten etwas anders, als gewisse Handwerkstalente des Geistes: aber es ist beinah immer dazu nothwendig — nur wenig Zartgefühl zu besizen. Gerade dieser Mangel giebt dem rücksichtslosen Selbstvertrauen einen so weiten Spielraum, und in die-

sem wird nicht blofs der kühne, sondern selbst der dummdreiste Glücksritter sich gewöhnlich rascher und wirksamer bewegen, als das überlegene, aber sittlich-beschränkte Genie. —

Das Leben eines genialischen Menschen, der pflichtmäfsig in triviale Welt- und Geschäftsverhältnisse verflochten ist, gleicht nur zu oft einem durch seine Umständlichkeit langweiligen Roman, voll interessanter Bemerkungen und zufällig geglückter Situazionen. Ein Solcher möchte sich alsdann den Genufs des Daseins so gern pikanter machen durch Überschlagung alles rein-Historischen seiner eigenen Existenz, und, wo möglich, mit Ersparung der Übergänge, nur einen Auszug aus ihr leben. —

Wie oft müssen wir nicht wehmütig empfinden, dafs unsre Eigenthümlichkeit

mehr werth ist, als die armselige Ausfüllerolle, die ein eigensinniges Schicksal uns aufdrang. Aber dann hängt es immer noch von uns ab, durch unser edleres Spiel zu beweisen, dafs wir auch einer vorzüglichen nicht unwürdig gewesen wären. —

Auf befriedigende Glückseligkeit darf derjenige nie rechnen, der mit bestimmten Wünschen des Herzens in unbestimmte Lebensverhältnisse verschleudert ward; am wenigsten, wenn sein Gemüt dabei überall in die Wirklichkeit so poetisch eingreift, dafs ihm die Gegenwart selbst, ohne Anklänge der Vergangenheit und der Zukunft, keine vollstimmige Harmonie gewährt. —

Wie vor einer drappirten Statue des Alterthums verweilen die Virtuosen des Sittlich-Schönen am andächtigsten vor dem Ideal ihrer ewigen Sehnsucht, und ge-

teuscht durch den plastischen Zauber der Fantasie, überzeugen sie sich ungern, dafs jener schmeichelnde Faltenwurf keine eben so zarten Formen der Wirklichkeit unter ihm verhüllt, sondern blofs die reizende Idee derselben künstlerisch versinnlicht.

Es giebt ein frohliches, allgemeines Interesse an der Welt und dem Leben, auch ohne einen bestimmten Gegenstand, der uns glücklich machte — und dies ist unläugbar die beneidenswurdigste Stimmung eines unbefangenen, jugendlichen Gemüts.

Das traurigste Loos hingegen, welches ein feindliches Geschick über den ohnmächtigen Sterblichen verhangt, ist nicht ein bestimmtes Unglück, sondern jene dumpfe Gleichgultigkeit des Herzens gegen alle Formen des Lebens überhaupt;

jene Gespensterscheu vor dem schwankenden Luftgebilde der Frohlichkeit und der Hofnung; jene abstofsende Verschlossenheit, nicht gegen Individuen, sondern gegen die Menschen; und endlich jenes allmahliche Versinken in die Einsamkeit, nicht als in eine Heimat, sondern als in eine Kluft, die wenigstens absondert von der Geselschaft. —

Aus den Elementen dieser kranklichen Verstimmung der Empfindungen und des Geistes bildete sich von jeher die elegische Resignazion der Modernen, welche gegen die grofsherzige des Alterthums, die hoch-lyrische des Prometheus, immer gleich unbefriedigend absticht, sie moge nun übrigens poetisch oder filosofisch, gutmütig oder sarkastisch, ruchlos oder fromm ausgeprägt werden.

Dem sentimentalen Filosofen, wenn wir seine Selbstgespräche belauschen, erscheint diese Welt „als eine Komödie für den Denker, aber als ein Trauerspiel für den Fühlenden. Wie solte sie folglich dem echten Weisen wohl ein reines und ungestörtes Vergnügen gewähren?"

„Die heroische Posse spielt indefs ohne Abwechselung fort. Den Thatigen beschaftigt seine Rolle, den Kunstrichter seine kunftige Beurtheilung des Stückes; den Spötter entschadigen die wizigen Einfalle, die es veranlafst — nur der anspruchlose, ermüdete Zuschauer zieht sich ruhig in seine Gitterloge zurück, und unterhalt sich derweile, so gut es ihm gelingen mag, mit anziehenderen Selbstbetrachtungen. Unbemerkt von der Menge, braucht er keinen Theil zu nehmen an ihrem larmenden Beifall, und sein

stille Mißbilligung wird seltener übel gedeutet."

„Das Universum allein ist ein erhabenes Räthsel, dessen Auflösung unsre ungetheilte Anstrengung erheischet. Warum solten wir denn noch unsern edleren Scharfsinn auf die Folter spannen, um die abgeschmackten Scharaden der bürgerlichen Weltordnung zu entziffern? Thut es einem doch so leid um den einfachen moralischen Sinn, den dieser schlechte Witz nur entweiht und verbildet, wenn die unbefangene Vernunft ihn so schnell erahnden, das unverdorbene Gefühl ihn so schon und kunstlos versinnlichen würde!"

„Wohl wird es einem bisweilen schwer, den Spottern nicht Recht zu geben, wenn sie die ganze beste Welt, die noch lange keine gute sei, als ein abgesondertes Irrenhaus in einer höhern Ordnung der

Dinge betrachten. Aber dieser komische Gesichtspunkt verwandelt sich bald in einen sehr tragischen, wenn wir zugleich die wenigen Edlen und Guten erblicken, welche gerade die gemeinschaftliche Einsperrung mit unzahlbaren Thoren zur Verzweifelung bringt."

„Zur Verzweifelung?" — erwiedert der entzauberte, aber noch nicht zum Weisen geläuterte Schwärmer. — „Zur Verzweifelung nur so lange, als die trotzige Ohnmacht des Sterblichen mit dem Schicksal noch um die Glückseligkeit ringet. Wer in diesem fruchtlosen Kampfe schon vielfach unterlag, lernt endlich seine Kräfte berechnen, und einer schmeichelnden Zukunft entsagen, um sich eine ruhigere Gegenwart zu sichern."

„Der standhafte Dulder schaut mit lächelnder Wehmut über seine Ruinen hin, wenn er weifs, dafs keine Gottheit sie wiederherstellen wird; und er kann die leichtglaubigen Adepten der Glückseligkeit nur bemitleiden, die überall noch Zeichen und Wunder verlangen."

„Kein filosofischer Trost, keine Begeisterung der Fantasie beschwichtiget unsre peinlichen Wünsche nach immer steigendem Lebensgenufs so wohlthätig und sicher, wie jene freiwillige Resignazion, die aus dem Bewufstsein entspringt, „dafs wir den Scheidestrom der Tenschung schon zurückgelegt haben." Der Geist strebt alsdann nicht mehr so unruhig vorwärts; er blickt sanfter in die Vergangenheit, und das Herz, wenn es keine Hülfe aus der Fremde erwartet, lernt heimischer sich selbst genügen."

„Die hellere oder die dunklere Sehnsucht ist nur die Morgen- und Abenddämmerung jeder idealischen Glückseligkeit. Zwischen beiden glänzt die Hoffnung eine Weile tröstend und freundlich; aber sie spielt sich so leise und ähnlich in schattende Gewölke hinein, daß wir den Augenblick nie bestimmen können, wo ihre letzten Strahlen verschwanden. Nur wenn uns ein völliges Dunkel umschwebt, werden wir es mit Wehmut inne, daß unser müdes Auge vielleicht schon lange vorher bloß dem Nachschimmer jenes verlöschenden Lichtes vergebens entgegengeschmachtet — und wehe uns alsdann, wenn nicht in dem innersten Heiligthume des Gefühls die Vestalische Lampe der Unschuld den langen Herbstabend wohlthätig erleuchtet!"

„Umkehren, und wieder zum Kinde werden!" — ist die Losung des zarten, poëtischen Gemütes, wenn die Wunden, welche Schicksal und Welterfahrung ihm schlugen, wieder zu vernarben beginnen durch die frischen Heilkräfte seines Innern.

Zurück freilich über den Styx, der das ideale Leben von der Wirklichkeit scheidet,

„trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,"

und auch der unfreiwillige Zweifler, der so gern noch dem Glauben vertraute, verweilet nur mit schonen Thranen, nicht mit trozigem Selbstgefuhl, am Ufer der Entsagung.

„Aber mein Auge" — so troster sich der Einsame — „ist nicht verdammert, mein Herz nicht verhärtet. Jedes Kinderspiel der Fantasie, jedes Luftgebild der

Hoffnung, das den Morgenhorizont des jenseitigen Gestades so lieblich umschimmert, selbst die Irrlichter jeder unschuldigen Täuschung, die aus der mystischen Ferne noch herüberschlüpfen, scheinen auf dem eilenden Strom — entzücken und beschäftigen mich um so lebhafter, da weder sinnlicher Betrug, noch geistige Schwärmerei mir den diesseitigen Norden zu einem südlichen Paradies umzugestalten vermag."

„Alle reizenden Wünsche, alle zarten Empfindungen des Herzens, welche unter diesem rauhen Klima nur zu Blüten, nicht zu Früchten gedeihen, will ich überall noch pflegen und schonen, als ein Liebhaber, der sich an ihrem Duft und an ihrem Anblick ergezet, nicht mit der ängstlichen Sorgfalt eines gewinnsüchtigen Kunstgärtners, der sie blos nach ihrem künftigen Ertrage würdigt."

„In die Spielwerke der Fröhlichen, die noch kein Unglück entzauberte, legt meine ruhige Vernunft einen höhern Sinn, eine schönere Wahrheit, während mir die freundliche Dichtung den ganzen Frühling der Vergangenheit durch ihren ewigen Spiegel darstellt, um die dürftige Gegenwart wenigstens mit magischen Gemählden zu schmücken und zu bereichern."

Dumpfherziger und kälter ist die Resignation jener Lahmgebideten Alltagsseelen, deren ganze „Kritik des Lebens" mit Weltkenntnis anhebt, mit Ermattung der Sinnlichkeit endiget.

„Glücklich," rufen sie mit lächelndem Spott, „ist nur, wer nach Freiheit nicht schmachtet, weil er noch seine Beschränkung nicht erkannte! Warum beeifert Ihr Euch denn, der Natur und dem

Schicksal zum Troz, den folgsamen Sklaven der Nothwendigkeit empfänglicher zu machen für das peinigende Gefühl einer höhern und edleren Bestimmung? Bleibt der moralische Mensch nicht das unwillkührliche Produkt seiner zufalligen Organisazion? nicht der geselschaftliche — ein Vogel im Käfich, der, das Fliegen verlernend, statt dessen abgerichtet wird, mit neu entwickelter Kunstfertigkeit seine ungewohnte Nahrung und den dürftigen Labetrunk, den man ihm vergönnt, mühselig emporzuspielen, wohl gar noch in seinem Kerker nach Noten zu singen?"

Alle diese aufrichtigen Geständnisse eines noch unversöhnten Antagonismus zwischen Ideal und Wirklichkeit beurkunden, trostlos genug! die „epidemische Nervenschwäche" des modernen Geistes,

welcher die echte Filosofie durch Wiederherstellung einer moralischen Gymnastik unermüdet entgegenzuwirken strebe! —

Mit dem Schicksal soll der Sterbliche ringen, wie mit den herschenden Elementen der Natur; dem Unglück sich entgegenstammen, wie einem gewafneten Feinde, nicht ihm ausweichen, wie einer ansteckenden Seuche; und entsagen soll er nur dem Unmöglichen, um gegen das Schwere seine Kräfte zu vereinigen! —

Durch ununterbrochenes Glück wird der Geist öfter entnervt, als durch anhaltenden Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens: wie der Körper in einem wollüstigen Klima früher alterr, als in dem rauhen Norden. —

Wir genesen wohl wieder von Schmerzen, an denen unser Inneres heftig verblutete, aber selten von solchen, durch

die es allmählich vertrocknet. Alle Leiden des Gefühls kann das Herz allein mildern: und wer sich von dem Verstande Beruhigungsgründe vorzählen läßt, kann im Voraus überzeugt sein, die Summe nie vollzählig zu finden. —

Das selbstandige Gemüt bettelt eben so wenig um Trost, wenn es von Unglück, als um Almosen, wenn es von Armut gedrückt wird. —

Auch zu Boden geworfen durch ein feindseliges Geschick, behalt der mannliche Charakter noch den Stolz der Unschuld und die Achtung vor seiner eigenen Kraft: der eitle nur empfindet alsdann ein behagliches Mitleiden mit sich selbst und gramlichen Neid gegen alle Glücklichen.

Daher jene verachtliche „Koketterie mit dem Unglück," wodurch so viele moralische Zärtlinge sich interessant ma-

chen möchten; wie krankliche Weiber durch ihre [illegible] Gesundheit. Als flüchtete sich die Heiligkeit des Herzens am liebsten unter Ruinen; als würde nur eine kränkliche Organisation von zarten Gefühlen beseelt.

Auch die Furcht vor dem Tode verräth Krankheit des Geistes, sobald sie etwas mehr ist, als ein sinnliches Reizmittel zur Erhaltung des Lebens. Aber diese Erhaltung selbst darf kein System als unbedingte Pflicht darstellen, ohne die Sittlichkeit zur bedingten herabzuwürdigen. Wer unter keiner Bedingung den Mut hat, „freiwillig zu sterben," muss oft sich damit begnügen, nur fortzuleben in Schmach und Elend, als ein auf der Flucht ertappter und zur Strafe verstümmelter Sklave. —

„Den Muth als hatte nicht längst die pfiffige Sophistik unserer zuchtgewohnten Sittenrichter jenes Subordinations-Verbrechen vollkräftiger Naturen als niederträchtige Feigheit mit Schande gebrandmarkt!"

Pfiffig genug! aber wahrlich nicht überzeugend für denjenigen, der das sinnliche Fortdauern nur als Eine, nicht als die einzige Bedingung des Lebens betrachtet. —

Der Erste, der den modernen Einfall bekam, den Selbstmord für Feigheit zu erklären, war vermuthlich ein witziger Kopf, der die Sache doch auch einmal von einer paradoxen Seite vorzustellen versuchte. Glücklicher Weise war das Zeitalter gerade für den schlaffen Sinn dieser epigrammatischen Wendung so empfänglich, daß die selbstsüchtigen Nebenbuhler des heroischen Alterthums nichts nöthig hatten, als

dieselbe etwas metafysischer aufzustuzen, um ihr eine gewisse akademische Würde und dadurch imponirende Allgemeingültigkeit zu verschaffen.

Begünstigt durch eine engbrüstige Politik, welche schon langst die Geduld zur Haupttugend der Religion geadelt, die Bevölkerung zum hochsten Zweck aller Staatsweisheit erhoben hatte, wurde sie bald das Schoofskind jenes entgeisternden Epikurismus, der in der That eben so thoricht als folgewidrig handeln wurde, wenn er nicht überall bereit ware, jeden erhabneren Zweck des intellektuellen Lebens der blofs materiellen, aber noch genufsfahigen Fortdauer unterzuordnen.

Konnte der Popularfilosof, trotz seiner psychologischen Silbenstecherei, mit manchem kraftvollen, hochherzigen Charakter nicht fertig werden, der sich dennoch bis-

weilen jene „unmännliche Doktrinerie" zu Schulden kommen liefs, so wurde die Medizin zu Hülfe gerufen, um das seltsame Phänomen durch Symptome des Wahnsinnes befriedigend — für den vorher Gläubigen! zu erklären. —

Wohl giebt es einen feigen und verachtlichen Selbstmord, gegen den nie eifrig und intolerant genug gepredigt werden mag, und das ist derjenige, den der unbesonnene Wüstling und der unsittliche Lebensschwelger jeder Art *en détail* begeht. Was aber diesen so verabscheuungswürdig macht, ist gerade das Unfreiwillige desselben, die knechtische Unterjochung der Vernunft durch rohe Sinnlichkeit. Blofs der Mangel an Mut bewirkt alsdann einen langsamen Mord, vor welchem der ohnmächtige Verbrecher in Augenblicken der Besinnung unwillkührlich zurückschaudert.

Eine merkwürdige That wird der freiwillige Tod nur durch die Besonnenheit, womit ein selbständiger Charakter ihn erwählt; und — sittlich oder unsittlich in seinen Beweggründen! — ohne Mut und Spannkraft des Geistes siegt der Wille wohl nie über den mächtigsten aller Naturtriebe. —

Blos politisch betrachtet, scheint der Selbstmord mit dem „freiwilligen Zölibat" ungefähr in die nehmliche Klasse zu gehören; nur daß der leztere, als häufiger und staatsverderblicher, von „kameralistischen Sittenrichtern" auch billig noch strenger gerügt werden müßte. —

Wenn der Selbstmord, nach Schlegels scharfsinniger Unterscheidung, „eben so oft nur eine Begebenheit ist, als eine Handlung," so kann er freilich nur in dem leztern Falle von moralischen

Inquisitoren in Anspruch genommen werden. Aber auch alsdann scheinen diese ja nicht selten von inkonsequenten Skrupeln beunruhigt, wenn ihr juristisches Gewissen gegen vornehmere Sünder sein kategorisches „Schuldig!" aussprechen soll. Filosofisch wenigstens bestimmten sie noch niemals die Grenzlinie zwischen der „zugestandenen Tugend" eines Kurzius, der als Sühnopfer für seine Mitkämpfer sich freiwillig hinabstürzt, und dem „verlasterten Eigensinn" eines Kato, der des Vaterlandes sinkende Freiheit noch durch das mächtige Beispiel eines heldenmütigen Todes wieder zu beseelen hofft. —

Wer dürfte noch wählen, sobald das Leben auch nur mit dem bürgerlichen Ehrgefühl unversöhnlich zusammenstößt? Aber giebt es denn nicht ein weit höheres und zarteres für den morali-

schen Menschen, welches in verhängnifsvollen Augenblicken mit seiner ganzen sinnlichen Existenz in einen so schneidenden Widerspruch gerathen mag, dafs er einen Meineid begehen würde gegen seine heiligsten Grundsaze, wenn er sich nicht freiwillig entschlösse, durch die kühnste Aufopferung seinen noch unbefleckten Charakter zu retten — auch mit Verzichtleistung auf ein „ehrliches Begräbnifs in geweihter Erde?"

Die lieblichste Melodie um das Sterbelager des Weisen ist das noch vernehmliche Echo — nicht eines langen, sondern eines harmonisch verklungenen Lebens.

Was dem filosofischen Beobachter der Welt und des Lebens mit duldenden Individuen das schmerzlichste Mitleiden

einflößt, ist nicht das herorische Unglück,

„welches den Menschen erhebt, wenn
es den Menschen zermalmt;"

sondern jenes allmählich verzehrende, welches, ohne einen bestimmten Zauberschlag des Schicksals, bloß durch den unversöhnlichen Zwiespalt zwischen unserer eigenthümlichsten Empfindungsweise und unserer äußern Lage gerade bei den zartesten Gemütern die Quelle der Zufriedenheit und der Freude in ihren geheimsten Adern vergiftet.

Es entsteht alsdann kein entscheidender Kampf auf Tod und Leben, der den Besiegten, wie den Sieger, adelt. Vielmehr empfinden wir überall nur eine ohnmächtige Scheu vor einer feindseligen Naturkraft, die unsern geistigen Organismus in seinen innersten Tiefen verwundet, und

mit den gährenden Elementen der Gegenwart unsere Zukunft schon ausholdt.

Genie und Tugend, Religion und Freude — wann werden sie wohl jemals so rein und so inbrunstig geliebt, so beseligend empfunden, als in jener goldenen Fabelzeit des Lebens, wo die Morgenröthe der Unschuld die Erscheinungswelt noch so magisch, alle sittlichen Verhältnisse so menschenfreundlich beleuchtet? Wo in unserem unbefangenen Gemüt Ideen und Empfindungen sich noch nicht geschieden, und wo die genügsame Sehnsucht von den Blüten des Daseins nur den Duft einathmet, der emporschwebt über die sinnliche Wirklichkeit.

Aber diese Heiterkeit der Seele geht auch nie so unwiederbringlich verloren, als wenn ein kalter, nebeliger Frühling,

jedes wohlthätige Einstralen der Freude auf unsre jugendliche Fantasie verhinderte. Mit den poetischen Lebenssäften unsers Innern erstarrt zugleich der empfänglichere Sinn für Genufs und Glückseligkeit: die Federkraft des Herzens ermattet, und unsre krankelnden Gefühle unterstüzt spaterhin nur eine spröde Festigkeit des Geistes statt fröhlicher Hofnung und begeisternden Mutes.

Wir entsagen, aber wir darben: denn mit unsern moralischen Bedürfnissen verhalt es sich ja nicht anders, als mit den fysischen. Eine üppige Einbildungskraft kann solche ins Unendliche vermehren, Natürlichkeit des Sinnes sie vereinfachen und beschranken; aber für beide giebt es doch Einen bestimmten Grad der Befriedigung, unter welchem es auch dem anspruchlosesten Weisen un-

möglich bleibt, sich über seine Armut zu täuschen.

Unsre zufälligen Verhältnisse gegen die Außenwelt verwirklichen oder zertrümmern das Ideal unsrer bildenden Sehnsucht, je nachdem solche in Harmonie oder in Widerspruch stehen mit den charakteristischen Bedürfnissen — nicht der Gattung, sondern jedes moralischen Individuums. Und gerade jene feiner bestimmten, unterscheidenden Abstufungen des allgemeingültigen Sittengepräges sind der inhaltreiche Gegenstand der **poetischen Menschenkunde**, deren Vernachlässigung auch bei scharfsinnigen Psychologen oft eben so schiefe als harte Beurtheilungen veranlaßt. —

Welche verschiedenartige Anforderungen an das Schicksal begründet nicht

allein schon das ursprüngliche „Ansinderstreben" der heimatsbedürftigen und der weltbürgerlichen Charaktere!

Je ruhiger Einer das Leben und die Menschheit blofs als einen anziehenden Stof für die Spekulation, oder für eine rastigere Thätigkeit seiner Geisteskräfte betrachtet: je selbstgenügsamer er seine innere Persönlichkeit von jeder fremden absondert, und auf den Genufs des Mitgefühls freiwillig verzichtet, um nur den Begrif aller gesellschaftlichen Formen reiner und vollständiger auszufassen — desto gewisser wird ihm auch überall die Höhe des intellektuellen Standpunktes wichtiger seyn, als die mahlerische Beleuchtung der Empfindungswelt. Diese Richtung der Seele bewahrt seinen angeborenen Beruf zur raslosen Erweiterung seines Wirkungskreises; ihm wird keine noch unbe-

kannte Fremde zu öde, jedes gewohnte Verhältnifs zu enge und zu unbedeutend erscheinen.

Wer hingegen durch die ganze Organisation seines Innern dazu bestimmt wurde, allen Genufs des Daseins aus dessen Tiefen emporzuschöpfen; wer die äufsere Wirklichkeit nur als Mittel und Veranlassung benutzt, um seinen Ideen eine vielfachere Beziehung auf sittliche Verhältnisse, seinen Empfindungen mehr Gehalt und Stätigkeit zu verschaffen; wer alle Strahlen der Wissenschaft und der übersinnlichen Erkenntnifs in dem Brennpunkte seines Gemütes vereinigt, um mit dem Feuer des Himmels sein irdisches Leben wohlthätig zu erwärmen — nur in ihm ist zugleich das Bedürfnifs häuslicher Glückseligkeit und mittheilender Liebe so fest gewurzelt, dafs ihm auch das Bürger-

recht im Universum nicht entschädigen würde für den Verlust einer bleibenden Heimat.

Aus dieser vertrieben auf den Ocean des allverbreiteten Lebens, möchte Er in jeder freundlichen Bucht so gern seinen Anker auswerfen, um dort die Erinnerung der bestandenen, die Ahndung der bevorstehenden Gefahr sorgloser zu verschlummern. Aber auch in seinen Träumen aufgeschreckt von der verfolgenden Drohung: „Unstät und flüchtig sein auf Erden!" muss er oft seine Irrfahrt von neuem beginnen, bis er spät und ermüdet an das unwirtbare Gestade des Alters hinantreibt, mit trostloser Überzeugung von seiner verfehlten Bestimmung.

Dem Heimatsbedürftigen allein werden auch seine Lebensverhältnisse heilig durch

Verjährung; seine Besitzthümer durch anhängliche Gewöhnung zu einem unbezahlbaren Werthe gesteigert. Sein echtes Vaterland ist nicht da, wo sein Herz zuerst, sondern wo es am schönsten, am kraftvollsten geschlagen, und im lieblichsten Einklang mit schützenden Penaten und gastfreundlichen Laren.

Der Verpflanzung trotzet nur, was seines ursprünglichen Klimas und des mütterlichen Bodens nicht ausschliefslich bedarf. Der Verstand mag in der kältesten, wie in der heifsesten Zone unserer heutigen Ausbildung gedeihen; der Geist selbst dürfte wohl bisweilen in der ungewohnten Fremde durch Empfang neuer Früchte sich bereichern und veredlen; aber wenn das Herz irgendwo in wohlthätigen Verhältnissen vielfächrige Wurzeln geschlagen, wird es jenen, ohne tiefe

Verletzung seines organischen Lebens, sie wieder entrissen. —

Je mehr Empfindungsstoff ein Charakter in seinem Inneren verbirgt, desto früher wird in ihm auch das Bedürfniß rege, das Leben einzukreisen, um seine Reichthümer zu sichern.

Ihn beschäftigen, nur als flüchtige Studien, alle die lockeren Verhältnisse der gesellschaftlichen Übereinkunft, deren keines mit der Eigenthümlichkeit des Menschen sich fester oder schöner verflicht. Ihn ermüdet der einförmige Mechanismus des verfeinerten Weltbrauches; sein unruhiger Durst nach Wahrheit und Selbstkenntniß wird nicht befriedigt auf den Steppen einer alles verflachenden Verstandeskultur, und nur das unverkünstelte, wahre und gehaltvolle Leben unter einträchtig gestimmten, sich mittheilenden Menschen, nur

eheliche Häuslichkeit, oder häusliche Liebe zu Wissenschaften und Künsten — behalten auf immer für sein regsameres Gefühl, wie für seinen bildungsbedürftigen Geist, einen gleich frischen und unerschöpflichen Reiz.

Thöricht und übermütig verschwenden die Meisten, nicht im Kampfe mit dem Verhängnifs um Wahrheit und Glück, sondern im Dienste der Eitelkeit, des entnervenden Vergnügens, ihre vollkräftige Jugend. Als wäre sie nicht der einzige Genufs, den später keine Reue zurückbetet, keine Weisheit ersezet! Nur aus dem Kerne, der tief eingesenkt ward in die Sittlichkeit, entwickelt sich der Sprofsling unsers jugendlichen Frohsinns zum starken und fruchtbringenden „Baume des

Lebens.“ Auch seine üppigen Blütenzweige werden alsdann wohl niedergedrückt, aber nicht gebrochen vom Unglück. Von innen nur welket unheilbar der morsche Stamm, sobald sumpfige Immoralität den [illegible]n Boden unter ihm aufzulockern, und seine Wurzeln zu entblößen beginnt. —

Die Quellen einer „ewigen Jugend“ sind Gefühl und Fantasie. So lange die nicht versiegen, bleibt der erfahrungsreichste Weise noch ein zartsinniger Jüngling. Weil das „goldene Zeitalter,“ mit seinem unverwelklichen Frühling, seiner heiligen Unschuld und seiner frisch athmenden Liebe, nirgends geblüht hat, als im Feenlande der Dichtung — eben darum kann es immer und überall wieder zurückgezaubert werden in die Gegenwart durch die ursprüngliche Begeisterung jeder schönen, unbefleckten Seele. —

Aller Egoismus der Weltklugheit ist nur der Bodensaz eines kalten, vertrockneten Herzens. Aller Gözendienst der Sinnlichkeit und des geistlosen Verstandes beweist geboren oder feinern Atheismus des Gefühls; und überall rächet sich die von herrschsüchtigen Barbaren geächtete Poesie des Lebens durch eine versteinerte Wirklichkeit.

Aus dieser flüchtet dann auf immer jenes freundliche Nomadenvolk des sittlichen Orients, das nur im Freien seines Daseins froh wird; hier und dort unter einladenden Gestirnen seine Zelte aufschlägt, das ganze Morgenland als seine Heimat, den Frühling als sein Eigenthum, den vertraulichen Himmel als seine Erbschaft betrachtet!

Klopstocks symbolische Dichtung „von einer sanftern Sonne, die aus der

inneren Wölbung unserer Erde Leben und Wärme durch die Adern derselben verbreitet, und zugleich den Vorraum der Gottheit zum Schauplatz heiliger Offenbarungen dienet" — wie treffend bezeichnet sie nicht jene stille Welt des Gemüts in dem Mittelpunkt unsers geistigen Lebens: voll prophetischer Träume und heller Ahndungen der Ewigkeit, und so wohlthätig einwirkend auf die empfindbare Oberfläche unsers sinnlichen Daseins!

Es macht ein poetisches, der Aolsharfe des innern Lebens andächtig aufhorchendes, Gemüt nicht so traurig, als das betäubende Gewirr der Menschen auf den gesellschaftlichen Tummelplätzen der Eitelkeit und der Überkultur. Durch ihre geistlose Thätigkeit, ihre gespannte Zerstreuung, ihren verwirrten Leichtsinn, und durch

ihre geräuschvolle Sehnsucht nach sättigendem Genuſs, nach unbeseelter Freude — verrathen sie überall ein verwahrlostes, leeres, keiner heiligen Anstrengung mehr fähiges Herz. Verloren geht ihnen die ganze Zaubermelodie der moralischen Welt, weil ihre feineren Organe schon früher dagegen abgestumpft wurden durch die schmarrende Musik wahnsinniger Korybanten um die vereinigten Altare der Eitelkeit und des vergötterten Bedürfnisses.

Wehmütig wenden wir uns alsdann von der Gegenwart hinweg, um der Zukunft entgegenzulauschen, aus deren geheimnifsreicher Ferne schon eine lieblichere Harmonika des Lebens

„anklingt, oder zu klingen scheint."

Jedes unschuldige Kind, das noch fröhlich und unbefangen hereinlächelt in die Erscheinungswelt, begrüfsen wir dann war-

nend und theilnehmend, als den vielversprechenden Erben eines entarteten Geschlechts. „Wahrheit," rufen wir ihm zu, „gediegene, übereinstimmende Wahrheit, und kindliche Treue gegen die Einmal erkannte — nur die werden dich retten, wenn einst die Gewalten der Zeit sich gegen Deinen „ewigen Frieden" verschwören! Sobald Dein Auge sinniger umherzuschauen, der dämmernde Begrif des Daseins sich in Deiner Seele zu erhellen beginnt — dann horche schon mit schweigender Ahndung auf die mystischen Töne jenes allverbreiteten Echos aus der Unendlichkeit, für welche des Sterblichen Geist so empfanglich gebildet ward, auf dafs er nicht vergafse, von wannen er stamme. Empor dann hebe Deinen Blick und Dein Gemüt zu der „überweltlichen Weisheit," und erkenne der Menschheit wohlthatigen

Schutzgeist, dessen strahlender Pittig alle Gewölke des sinnlichen Dunstkreises zertheilet — auf dafs Du mit dem reineren Äther zugleich jene himmlische Ruhe einathmest, jene Einfalt des Sinnes und jene Klarheit der Seele, welche später die Lieblinge der Gottheit als eine Glorie umleuchtet."

„Bis dahin schlummere noch, von holdseligen Traumgestalten umgaukelt, unter Deiner Unschuld beschützenden Palmen! Erwachen mögest Du nie von dem Lärme des Lebens, sondern nur von dem anbrechenden Strahl einer höheren Morgenröthe, die Dir auch mitten im Gewühle der Welt eine abgesonderte, schwebende Insel enthüllen wird, gegen welche die Wogen des flachen Ozeans vergebens hinanstürmen. Sei denn glücklich, auch in Tagen der Prüfung! weil Du in jedem Kampfe mit Dir selbst und dem

Verhängnifs immer kindlich und kühn den Weissagungen Deines Inneren vertrautest. Und wenn Du einst Dich niederlegest, um einem zweiten Schlummer entgegenzulächeln, so lispele dem Ermüdeten der Genius mit gesenkter Fackel noch freundlich und tröstend: Auch dort ist Arkadien!"

„Unser Schmachten,
unser Sehnen,
alle Thränen —
ach! sie trachten
weit nach Ferne,
wo sie wähnen
schöne Sterne
Nur ewig, ewig unverstanden bleibt
so Stern, wie Blume, wie die hohe Liebe,
dem dürftigen, gemeinen Sinn."

TIECK.

Bayerische Staatsbibliothek